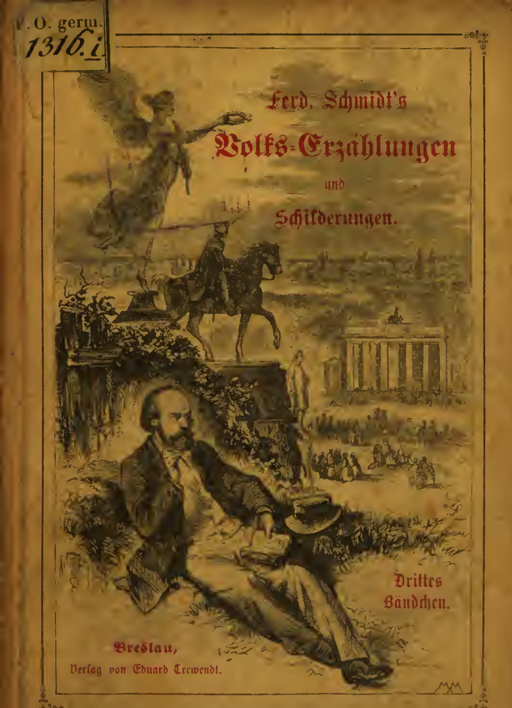


Ferd. Schmidt's Volks-Erzählungen und Schilderungen.

Drittes Bändchen.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.





Röhnfeld mit seiner Klasse auf dem Spaziergange.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau

Volkserzählungen

und

Schilderungen aus dem Berliner Volksleben.

Von

Ferdinand Schmidt.

Drittes Bändchen.

Mit 4 Bildern von Ludwig Löffler.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1869.



Schiller-Denkmal in Berlin.

Wie eine siegende Sonne war er aufgegangen in der Kunstwelt Berlins, den ich meine, aber nicht bei seinem eigenen Namen, vielmehr bei dem nenne, den er im Kreise vertrauter Freunde führte: Gustavo.

Gustavo hatte sich durch keinerlei von ihm selbst entworfene und ausgeführte Werke der Kunst der Welt bekannt gemacht, er war nur Inhaber einer photographischen Kunstanstalt, aber er war durch und durch ein Künstler, und von dem, was von seinen künstlerischen Inspirationen im Verkehr mit ihm zu Tage trat, empfingen Kunstjünger und auch Meister der Kunst Stärkung und auch Anregung die Fülle.

Nicht tiefe Studien hatten ihn zu dem gemacht, was er war; er gehörte zu den Erwählten, denen die Musen das Weihegeschenk des Schönheitssinnes in die Wiege legen.

Auf dem Gebiete der Literatur war ihm jederzeit eben nur das Beste gut genug gewesen. Er hatte offenbar Etwas von der Natur der Biene an sich, die das Blätter- und Stengelwerk der Pflanzen der wiederkäuenden Heerde

überläßt und, einem untrüglichen Instinkte folgend, das Feinste, was die Pflanzenwelt hervorzubringen vermag, aufzufinden und es sich als köstliche Beute anzueignen weiß: nectarischen Honig.

Aehnlich wie im Verkehr mit Büchern verhielt sich Gustavo im Verkehr mit Menschen. Dem Zuge seines Geistes auch hier vertrauend, fand er nicht nur leicht solche, in denen das bessere Selbst sich in reicher Fülle entwickelt hatte, er fand auch, und zwar im Fluge, Zugang zu diesem bessern Selbst in ihnen.

Ihn hatten die Musen in seinen Kinderträumen angelächelt, und von diesem Lächeln lag in seinen Augen und Mienen ein Wiederschein. Wo er auftrat, siegte er, wie die heitere Frühlingssonne über Nacht und Nebel siegt und aller Orte fröhliches, frisches Leben und Weben hervorlockt.

Wie du in die Welt blickst, so blickt die Welt dich an! Wer vermochte es, in seiner Nähe finster oder theilnahmlos zu bleiben? So empfing er von allen Seiten zurück, was von ihm ausging: Kundgebungen froh und edel erregten Seins.

Gustavo war äußerlich von männlicher Schönheit; Haltung und Gang waren seinem Wesen entsprechend. Wie er einherschritt durch die Straßen Berlins, so pflegte wohl einst der starkmuthige und doch frohgesinnte Held Alexander, Philipp's großer Sohn, bei der Heerschau die Front seiner Krieger hinabzuschreiten, imponirend durch seine Männlichkeit, gewinnend durch den heitern Ausdruck seines Angesichts, den strahlenden Blick seines Auges.

Begleiten wir unsern Gustavo heut.

Es ist Abend. Die Hunderte von Gaslaternen und Gasflammen reicher Läden, in denen Verkehrsgegenstände aller Art und aus allen Erdtheilen hinter Spiegelscheiben ausgebreitet liegen, erleuchten die berühmte Straße „Unter den Linden“ fast tageshell.

Gustavo geht eben, von dem Brandenburger Thore kommend, die Straße hinab.

Es woget und wallet auf den breiten Trottoirs von Menschen allerlei Standes, zumeist jedoch von Herren und Damen der vornehmen Welt. Wer Liebhaber köstlicher Kleidung ist, hier kann er die neuesten Moden studiren, besser als in sämmtlichen Modejournalen. Die schönsten Uniformen sind hier vertreten, auf manches Kriegers Brust blinken die höchsten Verdienst-Orden. Vor Juwelierläden, in denen die köstlichsten Perlen und Edelsteine in kunstreichen Goldeinfassungen dir entgegenblitzen, wie vor Buch-, Bilder- und Luxusläden allerlei Art wechseln fortwährend Gruppen von Beschauern. Ohne Ende rollen Droschken auf dem Damm einher, dazwischen Gallawagen mit Kutschern und Dienern in reichbetreßten Livreen und mit Federhüten. Geschminkte Damen schauen keck Männern in's Angesicht. Vor einigen der vornehmsten Häuser schreiten Wachtposten auf und ab. Die Kleidung eleganter Stutzer tragend und am liebsten sich durch die dichtesten Gruppen drängend, führen Taschendiebe ihre Beutezüge aus: Einem oder dem Andern von ihnen folgt in Civilkleidung ein Rächer des Gesetzes.

Gustavo war bis in die Nähe der von der vornehmen Welt viel besuchten Kranzler'schen Conditorei gekommen, die sich an der Ecke der Friedrichsstraße und der Linden befindet. Da bemerkte er einen kleinen Mann, der sich so eben anschickte, den Damm zu überschreiten.

Wenige eilende Schritte, und Gustavo hatte ihn bei der Hand, ihn mit heller Stimme jovial anredend: „Was schaust Du, Fernando, so trüb und bleich? wie, bringst Du mir traurige Mähr'?"

Wir wollen den kleinen Mann bei dem Namen nennen, den er so eben empfing: Fernando.

Fernando's Züge hellten sich auf, als er dem lieben Freunde in's Auge sah.

„Wohin wolltest Du?" fragte Gustavo, indem er den Arm des Freundes fest unter den seinen nahm.

„Nach Hause, an den Arbeitstisch!"

„Das ist gegen den Spruch: Tages Arbeit, Abends Gäste! — Gehe mit mir, ich wandre nach dem Cap der guten Hoffnung und bin dicht am Ziele!"

„Arbeit ist allezeit das Cap der guten Hoffnung; ich bin also auf dem rechten Wege!"

„Alles hat seine Zeit! sagt ein Meister Israels. Sieh her, es ist schon über Acht, die Arbeitszeit ist unwiderruflich für heut um. Oder willst Du gegen die Polizeigesetze Deiner eigenen leiblichen und geistigen Constitution freventlich verstoßen? Beim Jupiter, der dort zwischen den Zweigen durchblickt, die Zeit der Muße ist angebrochen, die Zeit, in der uns, wenn wir uns dessen würdig

erweisen, die Musen, die anmuthigen Göttinnen, erscheinen. Wer sie nicht ehrt, ist Nichts werth, hat nicht, wie Dein Lieblingsdichter Shakespeare sagt, „Musik in ihm selbst,“ sondern „taugt .... Nun, sage Du selbst den Schluß der Stelle!“

„— — zu Verrath, zu Räuberei und Tücke!“ — ergänzte Fernando mit Lachen.

„Da hörst Du's aus Deinem eignen Munde! Daher bleibst Du heut bei mir, um aus der größten Gefahr, in die Dein Zuvielarbeiten Dich bereits gebracht hat, gerettet zu werden. Ein wahres Glück, daß Du mir in die Hände liefst!“

„Ein anderer Abend wäre mir lieber!“

„Weg dieses Gedankens Blässe! und dazu nach dem Worte gehandelt: Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen!“

„Wo aber ist denn Dein Cap der guten Hoffnung?“

„Hier! wir haben es bereits erreicht und dürfen nur die Anker auswerfen. Sieh, was an den Fenstern dieses Kellers mit großen goldnen Buchstaben steht: „Capweine aller Art!“ Wird Dir nicht wohlig um's Herz? Und sieh die Büffelhörner, die Kokosnüsse und Tigerfelle, die uns im hellen Lichtglanze aus der Tiefe entgegenschimmern. Die Alten seufzten, wie Du weißt, so viel nach den Inseln der Seligen; die Gelehrten wollen bald diese, bald jene Inselgruppe herausfinden, die gemeint sei; ich sage Dir, die Alten hatten eine Ahnung von dem Vorhandensein des Caps der guten Hoffnung, auf dem der

schwarze Wein wächst; das war das Ziel ihrer Sehnsucht! Wir haben's leichter, denn der schwarze Wein des Caps ist hier zu haben. Doctor S. ist bereits unten. Er hat das kleine Stübchen für uns occupirt; Ihr seid meine Gäste; wir Drei allein! — das giebt einen guten Dreiklang!"

Halb zog er mich, halb sank ich hin! — hätte Fernando denken können. Kaum war eine Minute vergangen, da saßen die Drei fröhlichen Sinnes beisammen.

Gustavo ist uns nach seinem Stande bekannt. In Fernando haben wir einen schlichten Schulmeister vor uns; Dr. S., den wir weiterhin einfach Doctor nennen wollen, wirkte an einem höheren Bildungs-Institute.

„Siehst Du, Fernando," sagte Gustavo, indem er fröhlichen Sinnes dem Freunde auf die Schulter klopfte, „zur Hälfte hätten wir schon die prosaische Menschlichkeit von uns geschüttelt, und zwar allein dadurch, daß wir hinabstiegen zur Quelle der Weisheit; die andere Hälfte derselben aber" — Er klingelte. — „Bitte um die Speisekarte!"

„Freund," sagte Fernando, „es wird mir schon heiterer zu Muthe! Beschämt bekenne ich, ich war unmäßig in der — Nüchternheit!"

„Du vergaßest des weisen Hafis Wort:

Drum hüte dich vor Nüchternheit,
So bist du auf der rechten Bahn,
Denn daß das Trinken böse sei,
Das, glaube mir, das ist ein Wahn! —

„Sage, Fernando, wie lange hast Du als frommer Muselmann gelebt, d. h. Dich des Weintrinkens enthalten?"

„Seit wir in der Jägerstraße bei Ilges zusammen waren.“

„Das ist ja mindestens ein halbes Jahr her!“

„So wird's sein.“

„Dann hast Du Dich an Bier gehalten?“

„Ich meine, Du weißt es, daß ich das gar nicht trinke.“

„Was trinkst Du denn?“

„Wasser.“

Gustavo schlug die Hände zusammen. „Wasser! Unglücklicher! Davon müßte man geradezu den Vätern der Stadt Anzeige machen. Also darum geben sie Euch ein so schönes Gehalt? Wasser kann Jeder trinken, das ist keine Kunst. Aber ein ordentlicher Mensch trinkt täglich sein Glas Wein, und geht das nicht, so trinkt er in der Woche wenigstens an einem Abende im Kreise heiterer Freunde seinen Schoppen. Ich sollte Euer Chef sein! — Früher haben die Berliner Schulmeister, entsprechend herrschender Sitte, Weißbier getrunken und dazu Eisbeine gegessen und hinterher noch Brezeln mit Kümmel! — und nun sind sie in das Stadium des Trinkens Baierischen Bieres gekommen, dem als Grundlage Wiener Wurst mit Senf gegeben wird. Das Weißbier-Philisterthum ist abgelöst worden von der Baierisch-Bier-Philosophie. — Mit Einem steht es so oberfaul, wie mit dem Andern! — Wenn der Weinzoll gelöst und der Wein hier billig geworden sein wird, dann erst wird das Berlinerthum in ein menschheitswürdiges Dasein übergehen. Aber es müßte in kleineren Kreisen mit gutem Beispiele vorangegangen werden. Wie gesagt, ich sollte Euer Chef sein! Alle Wochen hielte ich eine Conferenz mit

Euch, und ein jedes Mitglied fände vor seinem Platz seinen Schoppen leichten Mosel. Dann solltest Du ein Mal sehen, welch ein Leben, welche Ergebnisse eine einzige Conferenz zu Tage brächte! Da würden die Tiefen warm werden in Euch, in den Tiefen würden Gedanken aus ihrem Puppenschlafe erwachen, die Hüllen durchbrechen, ihre Flügel aufrollen und in urfrischem Farbenhauche emporfliegen zum Tageslichte. Es würde eine gegenseitige Offenbarung des innern Lebens stattfinden, und in Liebe und Anmuth würde mancher Ausgleich erfolgen. Aber wie geht es jetzt! Das dicke Bierblut bleibt im trägen Lauf, die Zunge verräth nicht, was das Herz denkt, oder wenn sie's thut, geschieht es zumeist unholder Art, geschieht es mit ohrzerreißendem Geschrill, als würde eine Eisenstange von der Gefängnißthür geschoben. Zu Hause schimpft Ihr dann wie die Rohrsperlinge, und so geht es Hüben und Drüben immer weiter auseinander. Aber als der Uebel größtes ist es zu betrachten, wenn nun gar unter den Schulmeistern noch — Wassertrinker stecken. Fernando, Du mußt das Wassertrinken förmlich abschwören!"

„So werde ich mir den Lessing'schen Liebesschwur zum Muster nehmen und sagen:

„Ich schwöre es bei Bacchus Ohren,
Ich schwör', ich schwör' es, daß ich — falsch geschworen!"

„Fernando, Du bist ein verstockter Sünder! Sieh den Doctor an, der lacht sich Eins, daß er's klüger macht. Der läßt sich von Zeit zu Zeit sein Fäßchen aus Cöln kommen. Darum wird er auch bald Director und danach

wohl gar noch Rath werden und sich dann öfter noch in der Stille sein Fäßchen aus Cöln kommen lassen."

„Sind denn etwa die Leute in Ländern, in denen man Wein trinkt, wie hier Bier und Wasser, weiter, als die Berliner es sind?" fragte Fernando.

„Du Ketzer," entgegnete Gustavo, „Du willst Dich absolut nicht bekehren!"

„Ueberlaß ihn mir!" rief der Doctor. „Antworte, Fernando!

„Wenn Regen und Sonnenschein das Feld A trifft und auch das Feld B, muß nun die Folge sein, daß beide Felder in gleichem Maße tragen? Das Mehr oder Minder ist bedingt durch den eingelegten Samen und die Natur des Landes. Kannst Du Etwas dagegen haben? Dazu behaupte ich nun: Hätte der Norddeutsche den Wein, wie ihn die Bevölkerung manches andern Landes hat, so würde das zu großen Ergebnissen führen. Der Satz: Was der Mensch ißt, das ist er! hat einigen Sinn; viel mehr Sinn aber hat der Satz: Was der Mensch trinkt, das ist er!

„Und da nun ein Mal der Wein die zauberische Eigenschaft hat, die tiefsten Lebensgeister im Menschen wach zu rufen, sein eigenes Selbst ihm und Andern zu offenbaren, die Gräber des Schweigens und Verkommens und der Wassersnoth zu öffnen und immer auf's Neue eine verklärte Auferstehung der Gedanken zu bewirken, so muß jeder wahrer Geisteskultur huldigende Mensch darauf bedacht sein, zum allermindesten, wie Gustavo richtig bemerkt hat, in der Woche ein Mal ein Schöppchen Wein zu trinken! —

Wie sähe es mit der ganzen deutschen Literatur aus, wenn — es keinen Wein gegeben hätte!“

„Ich ergebe mich,“ sagte Fernando, „werde mich bessern, — Ihr sollt von mir hören!“

„Gleich wollen wir Etwas hören, Freund! Manches, was vor einer Stunde im Schlummer in Dir lag, ist jetzt schon lebendig geworden. Neues Leben leuchtet Dir aus den Augen hervor. Blicke ein Mal hinein in Dein Herz! Regt sich da nicht ein und der andere Gedanke? oder hat nicht wenigstens Manches, was Du unklar empfandest, Gestalt und Farbe empfangen? Gieb sogleich Rechenschaft! Laß das Nächstliegende, Dasjenige, was Dir zumeist das Gemüth bewegt, „entfliehen den Schranken der Zähne,“ wie Vater Homeros sagt!“

„Es wird mit Euch ja eben so sein,“ entgegnete Fernando. „So mache Du den Anfang, Gustavo! Um so mehr wird dann Dein Beispiel zünden. Du hast stärkere Flügel, als ich, größere Flugkraft. Während Unsereins sich begnügt, von Zweig zu Zweig und höchstens bis auf den Wipfel der Bäume zu fliegen, um Umschau zu halten, wiegst Du Dich gern in Höhen, in denen es Ruheplätze nicht giebt, fliegst bisweilen gar bis über die Grenzgebirge.....“

„Kehre aber stets zurück!“

„Fernando hat Recht,“ sagte der Doctor; „Du mußt den Anfang machen, Gustavo! Sag' uns mit geflügelten Worten, was gerade jetzt Dein Herz bewegt!“

„Ihr werdet's bestreiten!“

„Vorwärts, vorwärts!“

„So will ich Euch künden," hob nun Gustavo an, „was in diesen Tagen mit mir aufstand und mit mir zu Bett ging. Wir haben an der zur Zeit hier in Berlin herrschenden Sitte und Denkart viel auszusetzen. Nun gedachte ich an die Helfer, Förderer, Besserer: Kirche, Wissenschaft, Volksschule, Kunst. Wer, fragte ich mich, vermag den Bann zu brechen, in dem das Volksleben gefangen liegt? Ich antwortete: die Kunst!" —

„Ketzerei!" rief der Doctor. „Ich will Dir Zeiten in der Geschichte vorführen, in der Förderung der Kunst und Verfall der Sitten in Eins zusammenfielen!"

„Und," bemerkte Fernando, „ist Kunstfreund und Sittenfreund Ein und Dasselbe?"

„Eure Einwände," fuhr Gustavo mit überlegenem Lächeln fort, „lassen sich wegblasen, wie Spreu! Ihr hättet ebenso auch fragen können: Ist jeder Christ ein guter Mensch? Es kommt ganz darauf an, wie weit der christliche Geist sich des Denkens und Empfindens eines Menschen bemächtigt hat. Der Name macht's noch nicht, der Schein erst recht nicht, auf das Sein kommt's an! — Tragt dies ein Mal über auf die Kunst in Bezug auf den Einzelnen, in Bezug auf ein Zeitalter! Schönheitssinn kann, wenn derselbe sich nur auf Aeußeres richtet, bestehen bei Verderbniß des Herzens. Ein Anderes ist's, wenn er seine Herrschaft ausdehnt auf die Gebiete der Gesinnung und der Handlung. Dann sind die Vorstellungen äußerer Schönheitsformen Symbole sittlichen Empfindens und Handelns geworden, und ihnen entsprechend bilden sich fortgesetzt Gestaltungen des Schönen

in Gesinnung und That. Erscheint das Schöne auf dem Gebiete der Gesinnung und der That, so nennen wir es das Gute. Ich berufe mich auf die Geschichte; ich erinnere Euch an die Blüthezeit Griechenlands, die uns Kaulbach in einem so vortrefflichen symbolischen Bilde dargestellt hat. Wo ward die Kunst je so geehrt, als es in Griechenland geschah? Wo hat sie herrlichere Blüthen entfaltet? Wo hat es aber auch ein Volk gegeben, das, was Entwickelung des Körpers, des Geistes, edler Sitte, Kraft und Feinheit, Freude am Dasein und trotzdem freudige Opferwilligkeit, für des Vaterlandes Wohl Gut und Leben hinzugeben, betrifft, sich mit den Athenienfern messen könnte?"

„Und Du meinst," unterbrach der Doctor, „alle diese Blüthen habe die Kunst hervorgezaubert? That die Religion Nichts?"

„Wäre die Religion Jenen nur durch eine Kaste herrschsüchtiger Priester überliefert worden, so hätte sie das Volksleben nicht zu veredeln vermocht. Das that die Kunst. Herrliche Dichtungen in Ton, in Wort, in Marmor enthüllten dem Volke das innerste Wesen der Religion. Ich erinnere nur an den Olympischen Zeus des göttlichen Meisters Phidias. Der Anblick der formvollendeten vierzig Fuß hohen Statue von Gold und Elfenbein läuterte den Gottesbegriff, schuf eine würdigere Vorstellung der Größe und Majestät der Gottheit, als die Priesterschaft sie zu erwecken vermocht hatte; das Angesicht des Bildes, auf dem die göttlichen Eigenschaften, lesbar dem inneren Sinne, geschrieben standen, ward ein Katechismus für das Volk. Und

so ward in Bildwerken das ganze religiöse Leben dem Volke klar vor Augen gestellt. Ein Gang durch den heiligen Hain von Olympia war von tieferer Wirkung, als eine Jahre lang währende Unterweisung durch die Priesterschaft.

„Woher aber hatte Phidias und andere Künstler seines Geistes ihre Anschauungen?

„Doch nicht etwa von der Priesterzunft? Vielmehr ebenfalls von Künstlern, zumeist von dem göttlichen Sänger Homeros! — Von den Bauwerken und Bildsäulen der hellenischen Welt sind uns nur Trümmer überliefert worden. Aber selbst die Steine predigen allen Völkern: Ehret die Kunst! — Haben wir denn dem Rufe schon nach Gebühr Folge geleistet? Wahrlich, nein! — Und wenn es so weiter geht, und man die Kunst gelegentlich nur benutzt, um Zierrathe zu schaffen, Eitelkeiten zu befriedigen, so werden wir ewig in der Tiefe bleiben, trotzdem und alledem. Wie es damit im Großen geht, so im Kleinen. Das Unheil reicht bis in die Erziehungsstätten hinab, in denen die Jugend des Volkes unterrichtet wird. Die Schulmeister arbeiten noch viel zu sehr äußerlich an den Kinderseelen herum, belasten sie, wie Kameele belastet werden, mit Gedächtnißwerk, statt sie innerlich zu lösen, statt sie einer Freiheit, einer Selbstbestimmung zuzuführen, die mit Wonne nach dem Schönen und Edlen sucht; statt in ihnen Wohlgefallen an Sitte und Zucht zu erwecken, also daß sie religiös empfinden, denken, leben. Und Ihr Geschichts-Docenten, was seid Ihr zur Zeit Anderes, als Advokaten der Geschichte? Eine Zunft gegen die andere, gelehrtes Gezänk! Und da

geht der mächtige Strom des Volkes vorbei, und das große Tagebuch der Menschheit bleibt ihm verschlossen, bleibt ihm das Buch mit sieben Siegeln! Die Geschichte der Menschheit, dieses große, herrliche Gedicht Gottes! Weder hier, noch dort, weder im Großen, noch im Kleinen Respect vor der Kunst, Anerkennung ihrer Forderungen!" —

„Was machen wir mit dem Ketzer, Fernando?" sagte der Doctor.

„Wir — vergeben ihm! Ein Jeder mag immerhin von dem, was er treibt, das Höchste denken!"

„Bei diesem schwarzen Rebensafte," entgegnete Gustavo, „ich verlange keine Vergebung! Ich klage Euch vielmehr an. Erkennt man nicht den Baum an den Früchten? Nun betrachtet ein Mal die heutigen Früchte, die die Erziehung des Volkes gezeitiget hat! Ich will nur Eines hervorheben: Ihr Volksschullehrer sagt: Unser Volk soll die besten Volksdichter kennen und lieben lernen, und nun leset Ihr Jahr aus, Jahr ein Geschichten, Gedichte und Aussprüche derselben in der Schule. Und Ihr Lehrer an höheren Schulen treibt Literaturgeschichte. Die heranwachsende Jugend soll die besten Männer des Volkes nicht nur lieben, sie soll sie tiefer noch verstehen und würdigen lernen, als es in der Volksschule möglich ist; es soll der ästhetische Geschmack der heranreifenden Geschlechter gebildet werden. Aber nun sagt mir: Wohin läuft das Eurer Lehre entwachsene Geschlecht, wohin zieht es der von Euch entwickelte ästhetische Sinn? — Die Repertoirs der Theater Berlins — die königlichen mit eingerechnet — mögen Antwort geben! — Frivolitäten

bilden die Nahrung im Großen, die der edle Sinn des Volkes und der sogenannten Gebildeten sucht! Der Veteran unter den Berliner Theaterkritikern, der Professor Gubitz, hat kürzlich erst den Ausspruch gethan: „Was jetzt Neues auf die Lustspiel-Bühne kommt, — das verhältnißmäßig Beste des bis zum Grunde Schlechten — trägt das Gepräge des Unvolksthümlichen und Gesinnungslosen: es beugt sich dem Französiren und derjenigen Menge, die bei einer geistigen Zählung abzuscheiden ist.“ — Da habt Ihr die Frucht!“

„Wir protestiren dagegen,“ rief der Doctor, „uns die Schuld aufzubürden! Die Directionen fragen bei der Wahl ihrer Stücke nur nach dem Interesse des Geldbeutels. — Da liegt's!“

„O, das spricht Euch noch nicht frei, Freund! Daß das durch Eure Schule gegangene Volk ein solches Unwesen duldet, macht Euch mitverantwortlich. Das Unwesen würde ja sofort ein Ende nehmen, wenn das Volk schlechte Stücke nicht besuchte. Aber sie werden eben zahlreich besucht, und die Theater-Directoren sagen: Wollt Ihr Schund bezahlen, gut, da habt Ihr Schund! In Athen wollte das Volk Schund nicht sehen, und die Folge war, daß ihm das Edelste geboten ward. Dieser dem Höchsten zugewandte Kunstsinn des Volkes wirkte wie eine befruchtende Atmosphäre auf die Dichter des Volkes, so daß sie Werke schufen, die für ewige Zeiten den Stempel der Vollendung tragen. Ich erinnere an das Wort Lessing's: „In Athen war auch bei dem Pöbel das sittliche Gefühl so fein, daß einer unlautern Moral wegen Schauspieler und Dichter Gefahr liefen, von der Bühne

herabgestürmt zu werden." — Es ist aber hier in Berlin noch lange nicht so arg, wie in Paris! habe ich schon sagen hören. Ein schöner Trost! — Ueberdies fahren wir mit vollen Segeln Pariser Theaterzuständen entgegen. Und dann bleibt den Parisern noch der Vortheil der Originalität, während wir uns im Affenthum der Nachahmung befinden."

„Soll," unterbrach Fernando, „die Aenderung bei uns vom Volke ausgehen? Dürfen die Directionen sich von jeder sittlichen Verpflichtung freisprechen? Es müßte das Schiller'sche Wort Geltung gewinnen:

> Sehn wir nicht das Größte aller Zeiten
> Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
> Still und ernst an uns vorübergehn?

„Was die Bühne uns giebt, soll „eine Stimme sein von Oben!" — Das hat freilich zur Zeit fast gänzlich aufgehört, und sogar auch die öffentliche Kritik mahnt die Schauspieler nicht ernstlich genug in dem Sinne des Wortes:

> Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
> Bewahret sie! —"

„Ich stimme Dir in den letzten Punkten bei!" entgegnete Gustavo. „Was das Erste betrifft, so sage ich: Das Beste und Sicherste wäre es freilich, das Volk ergriffe in dieser Sache die Initiative. Ueber die Directionen laßt mich schweigen. Hinter ihnen aber steht der Staat mit seiner Pflicht, und von dem Staate wünschte ich allerdings, daß er dieser Angelegenheit viel ernstere Beachtung schenkte, als es der Fall ist. Was — in Bezug auf die Literatur — in den Lehr-Instituten aller Art in Millionen und abermals Millionen Keimen erweckt wird, läßt er, indem er

nach meiner Meinung zu wenig abwehrend und leitend eingreift, während die Keime sich kaum entwickeln, durch Mehlthau vergiften. Zoten, Frivolitäten, Gassenhauer — die werden bezahlt! Die Metropole der Intelligenz ist in Gefahr, ein Babel der Impertinenz zu werden. Die Musen sind geflohen, Medusen haben ihre Stelle eingenommen, Clique, Claque, Reclame, Tantième, Plagiat! — Und da wundert man sich noch über die herrschende Unsitte! Denke ich dem manchmal nach, wie es — die Mittel sind in reichster Fülle da — sein müßte, und wie es ist, so

„— ist mir, als riß ich an Gottes Herzen,
Ein Glöckner, an der Feuerglocke!“

„Wann, frage ich, wann wird — in genannter Beziehung — „der Tag des Edlen endlich kommen?“

„Nun aber, Fernando, löse mich ab; Du hast es uns zugesagt!“

„Es sei, weil Ihr's haben wollt. Aber ich vermag es nicht, im Fluge zweitausend Jahre zu durcheilen und mich bis auf die Zinne der Akropolis von Athen zu schwingen.“

Nachdem seine Frage an die Freunde, ob ihnen schon die neueste Auflage der Gedichte von Alfred Meißner vorgelegen habe, verneint worden war, sagte er, dieselben enthielten ein Gedicht: Drei Poeten — das, wie er glaube, die Freunde interessiren würde. „Mit ihm,“ fuhr er fort, „trug ich mich eben, Gustavo, als Du mich trafest. Schade, daß ich das Buch nicht zur Hand habe, aber wenn Euch ein Torso genügt, so steh' ich zu Diensten.“

„Führ' ihn uns vor!“

„So hört denn, Freunde! Die Disposition ist folgende: Der Genius der Menschheit sieht drei Gestalten — die drei Poeten, — und richtet an sie der Reihe nach die Frage: Wohin? Eine jede Gestalt giebt Rechenschaft über Weg und Ziel; schließlich aber spricht der Genius sein Urtheil, indem er einer der Gestalten den Lorbeer reicht. Möget Ihr ein Mal die Preisrichter sein, und wir wollen dann sehen, ob Ihr mit dem Urtheile des Dichters übereinstimmt. — Die erste Gestalt giebt auf die an sie gerichtete Frage, wohin sie wandle, folgende Antwort:

Zu jenen Hallen, grau und kalt,
Recht fern dem Reich der Lebensrothen,
In die Geschichte, zu den Todten;
In jene alten Mausoleen,
Wo Särge grauer Helden stehen,
Vor ihrem Staub, dem öden, kalten,
Die Hände andachtsvoll zu falten.
Laßt mich allein; ich wand're weit
Von einer kranken, schwachen Zeit,
Lebend'gen fern, die mich umschwanken,
Such' ich der Todten Kraftgedanken.“

„Prächtig!“ rief Gustavo begeistert, „und — seelenvoll vorgetragen! Man sollte meinen, diesem ersten der drei Poeten gebühre der Lorbeer.“

In gehobener Stimmung fuhr Fernando fort: „Die zweite Gestalt!

„Und du, wohin? Auf ödem Pfad,
Durch Wald und Wildniß an's Gestad',
Dem Orte fern, wo Menschen jammern,
Natur, die ew'ge, zu umklammern.
Ihr Wettersturm und Lenzgesäusel,
Ihr Wogenkampf und Fluthgekräusel,

Ihr wilder Haß und milde Lieb'
Ist meiner Brust verwandter Trieb.
Ich will in Glut und Flut mich tauchen,
Mein Sein in alles Dasein hauchen.
In Formen, die mich bunt umschwanken,
Such' ich des Schöpfers Lichtgedanken!“

„Ich bin erstaunt!“ sagte der Doctor; „Gustavo, die Wahl würde uns jetzt schon schwer fallen. Sollte noch Etwas darüber gehen?“

Fernando, der die dritte Gestalt angekündigt hatte, fuhr mit wahrer Andacht und mit gehobener Stimme fort:

„Lebt wohl, mein Herz bleibt fremd dem euern,
Mich treibt's zur Stadt, zur ungeheuern;
Im Sammelplatz der Millionen,
Bei Kampf und Leben muß ich wohnen.
Ihr seht mich an? — o laßt mich fort!
Ihr fragt: was willst du Träumer dort?
Im armen Volke such' ich Platonsstirnen,
Ich such' das Weib in den verlornen Dirnen,
Die Kraft im Sklaven, der in Staub getreten,
Den Gott im Sünder, der nie lernte beten,
Ich suche bei den Armen, Sünd'gen, Kranken
Des Schöpfers arg verstümmelte Gedanken.“

Durch Geberden und Ausrufe gaben die Freunde zu erkennen, daß sie sich ohne alle Bedingung für die dritte Gestalt entschieden.

„Ihr stimmt,“ sagte Fernando, „mit dem Dichter überein, denn er schließt also:

„Der Genius der Menschheit war
In ihrer Mitte unsichtbar,
Er sah mit kaltem Blick die Beiden
Verschied'ne Wege gehn und scheiden;
Doch auf dem letzten Sprecher lag
Sein Aug', — ein lichter Frühlingstag.“ —

Nachdem die Freunde ihrer Bewunderung hinlänglich Ausdruck geliehen hatten, sagte Fernando: „Ist in den Worten:

„Ich suche bei den Armen, Sünd'gen, Kranken
Des Schöpfers arg verstümmelte Gedanken!“

nicht die Mission der Volksschrift kräftig, schön und wahr ausgedrückt? So trat sie in die Welt, als Pestalozzi sein Buch „Lienhard und Gertrud“ schrieb. Wie steht es heut? — Begehret Ihr aber zu wissen, was das Volk liest, so geht an die Buchbinderläden, da findet Ihr's ausgestellt, oder haltet die Colporteure an, von denen die Pfennig-Literatur ballenweise verbreitet wird! — Daß die Vergiftung des Gedankens schlimmer ist, als die Sünde selbst, sagt schon der Talmud. Sie führt zum sittlichen Tode. Heiliger Gott, und das ist so und geht so ein Jahr nach dem andern, und alle Diejenigen, die Etwas dagegen thun sollten und thun könnten, regen sich nicht ernstlich! —

„Ja, Gustavo, ich bekenne Dir:

„Wenn ich in banger Mitternacht
Mit heißem Hirn dies durchgedacht,“

dann empfand auch ich, was das von Dir citirte Wort ausdrückt:

„Mir war's, als riß ich an Gottes Herzen,
Ein Glöckner, an der Feuerglocke!“

„Du hast mich, Gustavo, als Du mich trafest, in Deinem Zuruf verspottet. Ich glaub's, daß ich trüb, finster aussah, denn ich trug mich gerade mit entschieden polizeiwidrigen Gedanken. Der Polizei bürdete ich nämlich eine bedeutende Mitschuld der jetzt in Berlin herrschenden Sittenverderbniß auf.“

„Gut für Dich, daß Du das nicht öffentlich behauptest!“

„Werde mich hüten! Bin auch noch nicht ein Mal zu Ende mit meinen Betrachtungen! — Ich sagte mir: Sie, die Polizei, greift nicht ernstlich genug ein. In der Presse und von der Bühne herab läßt sie Heiliges verspotten, in Geberden und Tänzen Schamlosigkeit verüben. Sie läßt im öffentlichen Verkehr auf unzüchtiges Wesen nicht genugsam das Odium der Verachtung fallen. In einer schwarzen Stunde raunte mir der Geist des Mißtrauens arge Dinge in's Ohr, und als ich mich dagegen wehrte, fuhr er mit Hohn fort: Meist du, daß die hier geltende Methode eine andere ist, als die anderwärts geübte? Volkssittlichkeit! — Mir war, als vernähme ich ein Hohngelächter. Es gelang mir indeß, mich von dem bösen Geiste des Mißtrauens zu befreien. Aber wehe, sagte ich mir, wenn etwa dieser finstere Geist den gesammten Berliner Lehrerstand ergriffe, derart, daß derselbe es nicht vermöchte, ihn wieder von sich zu scheuchen! — Wenn in ihm, in dem heut noch so viele Herzen für die Zwecke edelster Volkserziehung schlagen, die Meinung sich festsetzte: Was nützt unser Mühen, Enthusiasmus für alles Gute und Schöne in den jungen Herzen zu erregen, wenn das, wozu wir Jahre gebrauchten, um es hervorzulocken, später in wenigen Tagen wie mit einem Schwamme ausgewischt wird!“ —

„Das fehlte nur noch!“ versetzte Gustavo. „Ihr braven Schulmeister, Ihr werdet die Arme nicht muthlos sinken lassen!“

„Gewiß nicht, Gustavo! Wir werden dem Uebel in's

Auge schauen; wir werden es, so weit es den Zwecken der Erziehung entgegen ist, mit allen unseren Kräften bekämpfen!

„Dies ist's, was ich zu sagen hatte. Nun muß der Doctor reden, der hat — ich seh's ihm an, — wieder Etwas ganz Besonderes auf dem Herzen!“

„Reden ist Silber,“ hob nun der Doctor an, „aber....“

„Trinken ist Gold!“ ergänzte Gustavo. „Fast hätte ich meine Gäste vernachlässigt!“ — Er klingelte, und es erfolgte, trotz des Einwendens der Freunde, noch eine Nachbestellung.

„Ich fahre fort,“ sagte der Doctor, nachdem auf's Neue eingeschenkt worden war, „und so setze ich denn dem Obigen hinzu: Handeln ist Gold!“

„Es wird daran so wie so nicht fehlen,“ versetzte Gustavo. „Wo Freunde aus Herzensgrunde mit einander reden, folgt der fruchtbare Niederschlag, der weiterhin seine Wirkungen ausübt, aber Du hast wohl etwas Besonderes, worüber Du einen Beschluß herbeizuführen beabsichtigest?“

„So ist's! Ihr wisset, daß Schiller wenige Jahre vor seinem Tode in Berlin war, und daß er, gemäß dem Wunsche Friedrich Wilhelm's III. und seiner Gemahlin Louise, die ihm ein Gehalt von dreitausend Thalern und die Benutzung einer Hof-Equipage anboten, sich wohl auch dauernd hier niedergelassen hätte, wenn sein Gesundheitszustand nicht damals schon ein gar zu schwankender gewesen wäre.“

„Wollte Gott,“ unterbrach Fernando, „der Dichter, d. h. sein Geist, sein Wesen, sein allem Niedern abgewandter, dagegen fortgesetzt auf das Edelste und Höchste gerichteter

Sinn hätte für immer eine Heimath hier! Dem Berlinerthum würde das heilsam sein!“

„Darauf gerade will ich hin, Freund!“ fuhr der Doctor mit Lebhaftigkeit fort. „Wir wollen dem Schiller'schen Geiste hier eine Stätte bereiten; ich will sagen: wir wollen das Unsere dazu thun, um die große Menge in das Verständniß Schiller's einzuführen, sie für das Lesen seiner Werke, ja, für sein ganzes Sein und Wesen zu gewinnen. Ich enthalte mich, darzulegen, von welcher Bedeutung dies sein müßte!“

„Von der heilsamsten!“ äußerte Gustavo. „Ich gedenke des Wortes:

„O schlage ein in seine Rechte
Und sei ein Streiter für und für,
Ein Kämpfer gegen alles Schlechte
Und allem Edlen Schirm und Zier.
Und hüte dich vor Schuld und Fehle
Und bleib' ihm treu in Noth und Müh'n,
Und ewig jung sei deine Seele
Und groß und deutsch und heldenkühn.“

Aber wie willst Du Jenes bewirken? Willst Du Vorlesungen über Schiller veranlassen? Willst Du Mittel in Bewegung setzen, seine Werke zu verbreiten?“

„Was ich vorhabe,“ fuhr der Doctor fort, „hat Dies und vieles Aehnliche im Gefolge! — Aber ich will ohne Zögern an die Sache kommen. Während unserer Unterhaltung rief es mein Herz mir zu: Die Bevölkerung Berlins muß dem edelsten der deutschen Dichter, dessen hundertsten Geburtstag wir im nächsten Jahre feiern, ein Standbild errich-

ten! — Wir wollen es beschließen und dann das Wort zur That machen!“ —

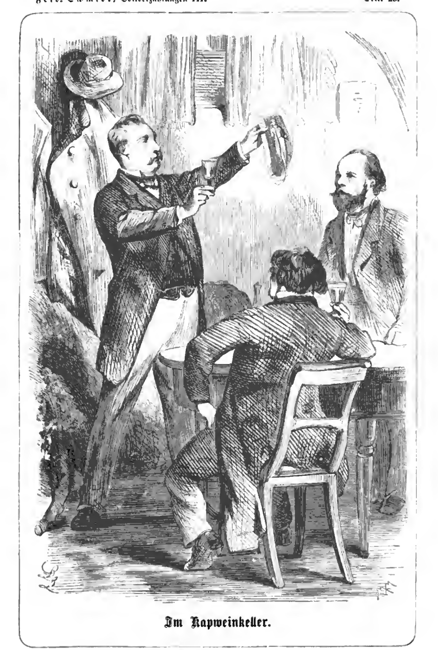
Die in dem Vorschlage ausgesprochene Idee electrisirte die Freunde förmlich.

„Ich bin dabei!“ sagte Gustavo. „Berlin hat bis jetzt nur Helden des Schwertes durch Errichtung würdiger Standbilder geehrt. Was sage ich! Berlin? Die Bevölkerung? Die Regierung that es. Den Liebling der Nation möge Berlin durch Errichtung einer Bildsäule ehren! Die Sache ist vortrefflich, die Zeit günstig!“ —

Er zog aus seiner Brusttasche eine Photographie hervor. „Ein günstiger Zufall,“ sagte er, „bewirkt es, daß ich ein Bild Schiller's bei mir habe. Seht dieses Bild an! Ein wahrhaft königliches Haupt!“

Fernando sagte: „Auch ich stimme, und zwar von ganzer Seele ein! Es stellt sich mir sofort die volkspädagogische Seite dieser Sache vor Augen.“

Der Doctor war entzückt von der Haltung der Freunde der von ihm angeregten Sache gegenüber. „Das ist's ja eben,“ fuhr er fort, „worauf ich hin will, Fernando! Stein oder Metall thun's freilich nicht, aber das, was naturgemäß mit und bei der Sache ist, wenn sie recht betrieben wird; und wenn Ihr mir die Hand zum Bunde reicht, so werden wir die rechte Methode finden! Zwanzig, dreißig Tausend Thaler lassen sich zur Ausführung eines solchen Unternehmens nicht über Nacht zusammenbringen, ja, wäre dies möglich, so würde ich nicht ein Mal wünschen, daß wir von einer solchen Möglichkeit Gebrauch machten. Die heilsame



Im Kapweinkeller.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Art, eine solche Sache zu betreiben, ist die: die Agitation für dieselbe in die Gesellschaft zu schleudern! Treten wir mit dem Plane in richtiger Weise auf, so ist die nächste wichtige Folge die, daß auf lange Zeit hin in allen Gesellschaftskreisen „die Bedeutung Schiller's" stehendes Thema der Unterhaltung wird. Ein reinigender Hauch würde wehen sogar durch Bierhäuser und Keller! Die ganze Presse würde thätig sein. Denkt, lieben Freunde, weiter an die öffentlichen Acte der Grundsteinlegung, der Enthüllung des Denkmals! Und dann die der Bevölkerung stets vor Augen stehende Bildsäule, deren Vorhandensein tausendfältigen Anlaß zu . . . . ."

„Es ist genug, Herzensfreund!" rief Gustavo, „Schiller soll und muß sein Standbild in Berlin haben! Wir geloben es uns mit Herz und Hand!"

Es geschah. „Fernando," sagte der Doctor, „Du trugst uns ein schönes Wort vor:

„Ich suche bei den Armen, Sünd'gen, Kranken
Des Schöpfers arg verstümmelte Gedanken."

Ich denke, das war auch und ist auch Schiller's Mission, und wenn wir mit Gottes Hülfe unser Werk vollführen, so haben wir der Wirksamkeit des erhabenen Priesters hier in Berlin mächtig Vorschub geleistet. Oftmals werde ich dann noch in späten Zeiten, indem ich die Stunde segne, in der der Plan sein Leben empfing, der Stelle gedenken:

„Der Genius der Menschheit war
In ihrer Mitte unsichtbar."

„Und ich," rief Gustavo, „werde mich stets des schönen Glaubens erfreuen, daß „sein Auge — ein lichter Frühlings-

tag — auf uns ruhte,“ als wir uns zum schönen Werke verbanden!“ —

Was wurde aus dem Plane?

In wenigen Worten will ich darüber Auskunft geben, und es soll, während in Obigem in Nebendingen der Dichtung ein Plätzchen eingeräumt werden durfte, hier nur schlichte Wahrheit folgen.

In der dritten Woche nach dem geschilderten Abende, und zwar in den Vormittagsstunden des Neujahrstages 1859, gelang es den drei Freunden, ihrem Plane die erste sichere Grundlage zu geben. Eine Kutsche rollte mit ihnen durch die Straßen der Stadt, und sie ließen bald hier, bald dort vor einem Hause halten. Wer sie beobachtet hätte, würde bemerkt haben, daß sie in jedes folgende Haus zuversichtlicher eintraten und jedesmal in froher Stimmung wieder in die Kutsche stiegen.

Es liegt mir eine gedruckte Einladungsschrift, unterzeichnet von den drei Freunden und datirt vom 17ten Januar 1859 vor, deren Eingang über den ersten Erfolg Kunde giebt. Der Eingang lautet:

„Auf Grund der uns freundlichst ertheilten mündlichen Zusage erlauben wir uns, die Herren

Geh. Oberhofbuchdrucker Decker,
Geh. Rath Ermeler,
Fabrikbesitzer Halske,
Dr. Harwitz,
Wein-Großhändler F. W. Krause,

Prof. Dr. Kuhn,
Dr. Lazarus,
Fabrikbesitzer Pflug,
Kaufmann Louis Ravené jun.,
Fabrikbesitzer Schwartzkopf,
Fabrikbesitzer Premierlieutenant W. Siemens,
Prof. Dr. Ad. Stahr

zu einer Vorbesprechung über die Gründung eines Schillerdenkmals in unserer Stadt u. s. w. . . . . . einzuladen."

Das Ergebniß der nächsten Sitzungen war, daß die Errichtung der Statue bestimmt beschlossen und eine Summe von 1700 Thalern für dieselbe gezeichnet wurde. Im Spätsommer sollte mit der Sache an die Oeffentlichkeit getreten, bis dahin aber völliges Schweigen über dieselbe beobachtet werden.

Um die letztbezeichnete Zeit unternahm es der Rechtsanwalt Lewald, eine Zahl von Männern zu dem Zweck zusammen zu rufen, mit ihnen über eine angemessene Feier des einhundertsten Geburtstages Schiller's zu berathen. Das von ihm vorgelegte Programm bezog sich ausschließlich auf die Verherrlichung des Tages. Es sollten an dem nächstfolgenden 10ten November, dem Geburtstage des Dichters, namentlich Schriften und Bilder vertheilt werden und in den Theatern angemessene Feierlichkeiten stattfinden.

Daß bereits eine Gesellschaft vorhanden war, die es sich zur besonderen Aufgabe gestellt hatte, für die Errichtung eines Standbildes Schiller's zu wirken, war dem Rechtsanwalt Lewald nicht bekannt, aber er hatte zufällig einem der

drei Freunde zur Mitwirkung an seinem Plane ein Einladungsschreiben zugehen lassen. Als dieser bei der Berathung vernahm, um was es sich handelte, machte er Mittheilung darüber, zu welchem besonderen Zwecke bereits eine Zahl von Männern zusammengetreten sei, und welch' Ergebniß bereits feststehe. Dem fügte er den Antrag bei, die Versammlung möchte ihr Programm durch Aufnahme des Planes, den die erstbezeichnete Gesellschaft verfolge, erweitern, und falls dies geschähe, die Mitglieder derselben zum Eintritt in die neue Gesellschaft auffordern. Beides ward acceptirt, und mit dem Gesammt-Programm trat nunmehr der besondere, auf die Errichtung einer Statue Schiller's sich beziehende Plan in die Oeffentlichkeit.

Zu welchem Erfolge es in Bezug auf das Eine und auf das Andere unter der umsichtigen, der Sache mit ganzer Hingabe dienenden Leitung des Rechtsanwalt Lewald gekommen ist, ist bekannt.

Und die Freunde? Sie leben noch, aber räumlich getrennt von einander. Gustavo, der sich in der Kunstgeschichte einen Namen erwarb, kaufte sich in einer der anmuthigsten Landschaften Deutschlands an und lebt daselbst ganz der Kunst.

Der Doctor wirkt auswärts als Director einer bedeutenden Bildungsanstalt, auch hat er sich der Welt bereits durch mehrere bemerkenswerthe Schriften bekannt gemacht.*)

*) Während mir diese Blätter zur Correctur vorliegen, bringen die Zeitungen die Nachricht von der Ernennung des Doktor S. zum Rath. Gustavo's Voraussagung (Siehe S. 10 und 11) ist demnach vollständig in Erfüllung gegangen.

Fernando allein ist in Berlin und in seiner Stellung verblieben, was ohne Zweifel darin seinen Grund hat, daß er, immer noch auf bessere Weinzölle hoffend, bis heut ein verstockter Wassertrinker geblieben ist. Aber getreuen Sinnes gedenkt er oftmals der Freunde in der Ferne.

„Ich lauschte dem Geläute Eurer Herzen;
Ihr habt auch meins belauscht und bewacht:
Ein trauriges Geläute, bang und viel;
In jedem klang ein andres Saitenspiel,
Jedoch in Einem Lied', in Einem Schalle, ...

in dem, alles Hohe, Hehre, Reine, Alles, was des Vaterlandes Ehren betrifft, nach Kräften zu fördern,

„Da stimmten sie in Eins harmonisch Alle!“

Ein Pantinen-Mädchen.

1. Ein guter Mann.

Die Bewohner einer weit in das Feld führenden Straße der zwischen dem Schönhauser und Oranienburger Thore gelegenen Vorstadt Berlins, das Voigtland genannt, konnten lange Zeit hindurch regelmäßig bald nach halb acht Uhr Morgens einen ältlichen, nach Gang und Haltung noch ziemlich rüstigen Mann vorübergehen sehen. Als schön von Angesicht mochte er auch in seiner Jugend nicht gegolten haben, dazu war offenbar seine Nase zu groß; wieviel weniger hätte man jetzt ihn schön nennen mögen, da die Zeit sein Haar grau gefärbt und seinem Angesichte so manche Furche und Falte eingegraben hatte. Trotzdem aber ward er stets von den desselben Weges wandelnden Schulkindern in einer Weise begrüßt, die eine besonders herzliche und ehrerbietige Zuneigung zu ihm bekundete. Das kam daher, weil in dem Manne eine Johannesseele wohnte, die sich in seinen Augen und Zügen, in seinen Worten, in seinem ganzen Wesen abspiegelte und offenbarte, und zu einer solchen Seele fühlt die Jugend sich stets sympathisch hingezogen, mag die Hülle, in der jene steckt, noch so wenig wohlgestaltet sein.

Der freundliche Leser hat bereits erkannt, daß der Vorgeführte seines Standes ein Lehrer war. Wir wollen ihm auch den Namen des nicht mehr unter den Lebenden weilenden guten Mannes nennen. Er hieß Röhnfeld und war Lehrer an einer der Schulen, die von den ärmeren Kindern des Voigtlandes besucht wurden.

Röhnfeld hatte manches Schwere zu ertragen gehabt. Seine Ehe, die dreißig und einige Jahre gewährt hatte, war keine glückliche gewesen. Kaum in das Amt getreten, ward er dazu ersehen, ein armes, ihm an Jahren weit vorgerücktes adliges Fräulein unter die Haube zu bringen. Die Acteurs, von denen die Heiraths-Comödie aufgeführt ward, und die ein uns hier nicht kümmerndes Interesse daran hatten, besagtes Fräulein durch geheiligte Bande an einen ehrbaren Mann zu fesseln, wußten ihre Aufgabe so vortrefflich zu lösen, daß ihm von ihrer Wirksamkeit nie eine Ahnung aufging.

Was hatte nun der Arme von dem Adelsstolze, dem reizbaren Gemüthswesen, namentlich aber von der Eifersucht seiner Frau zu leiden! Mancher Mann in seiner Lage hätte dem Zorn die Zügel schießen lassen und wäre auf diesem Wege vielleicht zu leidlichen Ergebnissen gelangt. Röhnfeld vermochte sich nicht von der Hoffnung zu trennen, der Weg der Güte werde endlich doch ihm zum dauernden Frieden verhelfen. Wollten sich Regungen des Zorns bei ihm geltend machen, so gedachte er des jungen David, dem es bisweilen gelungen war, durch frommen Gesang und Harfenklang den finsteren Geist von

seinem Könige Saul hinweg zu scheuchen; dann sänftigte er sein Gemüth durch Lieder wie diese: „Was mein Gott will, gescheh allzeit, sein Will' ist stets der beste, zu helfen dem ist er bereit, der an ihm haltet feste“ und „Sei nur geduldig und halt' stille, sei stets in deinem Gott vergnügt und harre, wie sein heil'ger Wille und seiner Weisheit Rath es fügt.“

So ging Jahr um Jahr hin, seine Hoffnungen erfüllten sich jedoch nicht; er mußte es vielmehr sehen, daß die unholden Charactereigenheiten seiner Gemahlin je länger je mehr grellere Farben annahmen.

Endlich drückte der Tod das Siegel des Schweigens auf den nur zu beredten Mund und verlöschte das Feuer des Stolzes, des Zornes und der Eifersucht in ihrem Herzen und in ihren Augen.

In so fern Röhnfeld nicht zum ersehnten Ziele gelangt war, hatte er verspielt, und doch hatte er gewonnen, hatte reiche Beute heimgetragen. Sich selbst hatte er bewachen und zügeln gelernt; Besonnenheit, Milde und Geduld waren ihm in einem hohen Grade zu eigen geworden. Nie war gegen Andere ein seine Gattin tadelndes Wort über seine Lippen gekommen; hatte er doch sogar dem eigenen verschwiegenen Herzen nicht ein Mal gestattet, irgend einen Groll gegen die Gattin in sich zu hegen. — Stand er nun einsam und sinnend an ihrem Grabe, oder schmückte er dasselbe mit neuen Blumen, dann bewegten Wehmuth und Hoffnung zugleich sein Herz: Wehmuth im Angedenken an die entflohene Zeit, Hoffnung in dem Gedanken, daß

nunmehr der von irdischen Schwachheiten befreite verklärte Geist seiner Gattin es schaue, wie redlich er es allezeit gegen sie gemeint habe.

2. Ein Pantinen-Mädchen.

Begleiten wir unsern würdigen Röhnfeld heut in die Schule, deren erste Mädchenklasse er zu verwalten hatte. Es fand eine Versetzung statt. Der Lehrer der zweiten Klasse führte ihm eine Zahl von Mädchen in dem Alter von zehn bis zwölf Jahren zu.

Als die Einführung in angemessener Weise vor sich gegangen war, bat Röhnfeld seinen Collegen, ihn auf bemerkenswerthe Charactereigenheiten der versetzten Kinder aufmerksam zu machen.

Es geschah dies, und zwar, wie sich von selbst versteht, in einer Weise, daß die Schülerinnen Nichts von den Mittheilungen vernahmen.

„Sie haben," äußerte der College unter Anderem, „dies Mal auch eine Pantinen-Lotte mit herüber bekommen, — dort, die Dritte, Marie Schulz mit Namen!"

Ueber Röhnfeld's Gesicht flog ein Schatten; die eben gehörte rohe Bemerkung verletzte ihn.

„Dies Mädchen," fuhr der College fort, „trägt auch an ihrem Gemüthe Holzpantinen. Glauben Sie wohl, daß ich jemals eine freundliche Bewegung auf ihrem Gesichte bemerkt hätte? Auch nicht ein einziges Mal!"

Marie Schulz war ein wohlgestaltetes Mädchen, blaß, aber nicht krank aussehend, von dunklen Augen und schwar-

zen Haaren. Auch jetzt saß sie da, als seien ihre Züge erstarrt.

„Fehlt es ihr," fragte Röhnfeld, „an Geist?"

„Behüte, sie weiß zu antworten! Aber, wie bemerkt, irgend welche freundliche Empfindung ist ihr durchaus fremd; ihr Gemüth ist gänzlich ohne Sonnenschein."

„Das ist seltsam! Zeigte sie sich auch ihren Mitschülerinnen gegenüber in gleicher Weise auf dem Hofe?"

„Vollkommen ebenso! Sie lebt so zu sagen einsam unter der Menge."

„Noch Eins, Herr College. Hatten Sie über Böswilligkeit zu klagen?"

„Das nicht. Ihr Betragen war durchweg untadlig, ihr Fleiß stets rege. So hätte ich mit ihr zufrieden sein können, wenn sie nur nicht dabei geblieben wäre, Holzpantinen zu tragen!"

„Aber, lieber College!"

„Haben es doch die anderen Schülerinnen bei ihren Eltern durchgesetzt! In dieser Sache zeigte sie offenbar bösen Willen, Eigensinn; wie auch meinen vielfachen Vorhaltungen gegenüber, endlich ein Mal ein freundliches Wesen anzunehmen."

Röhnfeld schüttelte schweigend das Haupt.

„Nun, ich weiß," sagte der College, „wir stimmen in solchen Dingen nicht mit einander überein. Adieu!"

Marie Schulz saß mit gefalteten Händen still und stumm wie ein Bild aus Wachs oder Marmor und blickte vor sich nieder.

3. In dem düstern Hause.

Röhnfeld erwies sich allen seinen Schülerinnen als ein treuer Hirt, denen in erhöhtem Grade, die am hülflosesten waren. Was er über Marie Schulz vernommen, mehr aber noch das, was er in den Tagen darauf selbst in dem Verhalten des Mädchens bemerkte, erregte ihn zu tiefem Mitleiden. Ein Kind ohne Fröhlichkeit erschien ihm einem Schmetterlinge vergleichbar, der, von einer Nadel durchbohrt, in der Erstarrung begriffen ist.

Da er mit Recht vermuthete, daß die Quelle des Uebels in der Häuslichkeit liege, so beschloß er, die Pflegemutter der Marie, eine Wittwe, so bald sich ihm eine erwünschte Gelegenheit darbiete, zu besuchen.

Ein schicklicher Anlaß dazu fand sich bald. Es war von ihm der Klasse zugesagt worden, mit derselben einen Spaziergang zu machen. Tags vorher hatten sich die Kinder zu melden, die mitgehen wollten. Marie war die einzige Schülerin, die sich nicht meldete.

„Du nicht, Marie?“ fragte Röhnfeld theilnehmend und freundlich. „Weshalb willst Du nicht mitgehen?“

„Ich muß arbeiten,“ lautete die Antwort.

„Hast Du denn Deine Mutter gebeten, Dir Erlaubniß zum Mitgehen zu ertheilen?“

„Ja!“ — Dabei war es, als blitze es in den dunklen Augen des Mädchens; Thränen schossen hernieder über die blassen Wangen.

Doch schon nach wenigen Augenblicken saß Marie wieder ruhig da.

Das Verfahren der Pflegemutter schien dem Lehrer außerordentlich hart zu sein. Aber er hütete sich natürlich, dies vor den Kindern auch nur durch eine Miene erkennen zu geben.

Am Nachmittage machte sich Röhnfeld nun auf den Weg zur Wittwe. Sie wohnte in einer Nebengasse, die sich durch äußerst elende Gebäude auszeichnete.

Hier findet man alte Häuser von so seltsamer Bauart, wie sie wohl kaum in einem anderen Orte vorhanden sein mögen. Das Erdgeschoß liegt zur Hälfte unter der Straßenlinie. Vor den Fenstern ist eine Vertiefung, eine Art Graben, der mit einem Geländer eingefaßt ist. Das Geländer hat den Zweck, zu verhüten, daß gelegentlich ein Mensch oder ein Thier von der Straße aus in die Stube stürzt. Ist die Holzeinfassung fest, so erfüllt sie ihren Zweck. Das Holz der Mehrzahl der Geländer aber ist verfault, und so kann es nicht verwundern, daß den Bewohnern eines dieser Häuser eines Tages der unerwünschte Besuch einer wildgewordenen Kuh zu Theil wurde, die durch ein Fenster, die ganze Einrahmung mit sich hineinreißend, in die Stube brach. Zum Glück für die Einwohnenden hatte sich das Thier derart verletzt, daß es nach seinem Sturze liegen blieb und somit weiteres Unheil in der Wohnung nicht anzurichten vermochte.

Der Anblick solcher Häuser zur Nachtzeit ist geeignet, in dem einsam Vorüberwandelnden eine Art „Gruseln“ zu erwecken, namentlich wenn demselben mancherlei Schauergeschichten, die sich an solche Stätten knüpfen, zu Ohren

gekommen sind, mag er sich immerhin sagen, daß jene einer düstern Phantasie zumeist ihr Dasein verdanken. Wurde doch sogar behauptet, eines jener Häuser, das jetzt nicht mehr vorhanden ist, sei eine Menschenschlächterei gewesen, das Menschenfleisch sei in Form von Pasteten in einem der feinsten Speisehäuser verkauft worden, die Pasteten aber hätten ihres Wohlgeschmackes wegen eine reißende Abnahme gefunden. Wahr ist's, daß die Volksphantasie sich gern in's Maßlose versteigt, aber ebenso wahr ist's, daß sie sich allezeit in der Richtung bewegt, die wirkliche Thatsachen ihr vorzeichnen. So blieb von jener Sage und von ähnlichen Sagen für den ruhigen Beobachter immer der Kern übrig: einzelne dieser Häuser seien unheilvolle Orte, in denen Manches geschehen sei, Manches wohl auch noch geschähe, was das Licht des Tages zu scheuen alle Ursache habe.

In einem solchen Hause wohnte Marie. Röhnfeld stieg die Stufen hinab und durchschritt den düsteren Flur. Wie unwirthlich war Alles, was er erblickte! In dem mit Schmutz bedeckten Fußboden befanden sich Vertiefungen, die Schwellen waren abgetreten, an mehreren Stellen der grauen, in den Ecken mit bestaubten Spinngeweben bedeckten Wände schauete das Grundgemäuer hervor. Die noch ganzen Scheiben der Flurthürfenster waren erblindet, die Stellen der zerbrochenen waren durch schmutzige Lappen ersetzt.

Vom Hofe her kam ein schon alterndes, zerlumptes Weib mit einer sogenannten Kiepe auf dem Rücken und

einer eigen geformten zweizinkigen Hacke in der Hand, das wir den Lesern mit einem Worte Otway's vorführen können:

„Den krummen Schultern hatt' sie umgeworfen
Zerfetzte Reste eines alten Vorhangs,
Der ihr Geripp nur mangelhaft verhüllte.
Sie trug Nichts an sich, das aus einem Stück.
Ihr Unterkleid war grob in Eins geflickt,
Schwarz, roth, weiß, gelb, aus vielgefärbten Lumpen."

Dies Weib war eine Knochensucherin, wie man gelegentlich in Berlin deren an den Rinnsteinen entlang wandern sieht. Knochen, Lappen, Papier werden aus den Rinnsteinen herausgefischt und mit einem gewandten Ruck in die auf dem Rücken befindliche Kiepe befördert.

Auch dies Geschäft hat noch einen Reiz für den Betheiligten, denn unter ihnen coursiren mancherlei Geschichten von dem Auffinden silberner Löffel und anderer werthvoller Geräthschaften des Hauses, die von leichtfertigen Küchenmädchen mit dem Aufscheuerwasser ausgegossen wurden.

Diese Sammlerinnen, von dem Volke „Naturforscher" genannt, haben fast insgesammt bessere Tage gesehen. So manche von ihnen ging, als die Reize der Jugend sie noch schmückten, in Sammet und Seide einher, während sie nach ihrem Lebenswandel längst zum Auswurf der Menschheit gehörte. Aber die Zeit blieb nicht aus, in der sie auch äußerlich ein Bild dessen darstellte, was sie innerlich schon längst gewesen war.

Röhnfeld blickte dem zerlumpten Weibe, das, dumpf vor sich hinstarrend, an ihm vorübergegangen war, einige Augenblicke nach, indem er des Wortes gedachte:



Die Knochensucherin.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

„Des Lasters Bahn ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen,
Allein sein Fortgang bringt Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.“

Ein schmutziger Knabe in zerrissenen Kleidern, der an einem Hauklotz stand, zeigte ihm die im Hinterhause gelegene Wohnung der Wittwe Schulz.

Röhnfeld fand die Wittwe und ihre Nichte in einer kleinen, in armseligster Weise ausgestatteten Stube; Beide hatten Stücke groben Hemdenzeuges vor sich. Fast ängstlich erhob sich Marie, indem sie halblaut sprach: „Mein Lehrer!“

Die Wittwe sah den Eintretenden mit einer Miene an, die keine gute Aufnahme verhieß. Um so mehr ließ er es sich angelegen sein, der Frau freundlich zu begegnen. Nachdem ihm ein tonloser Dank auf seinen Gruß geworden war, trug er seinen Wunsch vor, der dahin ging, der Marie die Theilnahme an dem Spaziergange zu gestatten; es lasse sich erwarten, fügte er hinzu, daß Marie das in der Häuslichkeit Versäumte durch verdoppelten Fleiß nachholen werde.

Da brach es aus dem Gemüthe der Frau hervor wie Lava aus einem Krater. Das werde ja jetzt, eiferte sie, je länger, je toller. Nicht genug, daß die Kinder gezwungen würden, zur Schule zu gehen; nun sollten sie gar auch spazieren geführt werden! Ihr liederlicher Bruder habe ihr das Mädchen auf dem Halse gelassen, und von dem, was die Armen-Direction für dasselbe gebe, könne sie es nicht satt machen und kleiden. Sie könne nicht

spazieren gehen, und da brauche das Balg auch nicht spazieren geführt zu werden, oder wenn es doch geschehen sollte, nun, dann möchten doch die Herren, die Zeit hätten, in der Welt umher zu spazieren, auch die Kinder satt machen. Nichts thun, sich aber hungrig laufen und dann noch einmal so viel essen als sonst, das sei eine schöne neue Wirthschaft, wofür sie danken müsse! Es möge nun aber so oder so sein — Marie dürfe nicht mitgehen!

Vergebens waren Röhnfeld's Bemühungen, mit Milde zu Worte zu kommen. Neue Ausbrüche folgten: Feuer, Steine, Asche, Schlamm. Nichts wurde verschont, Schule, Kirche, Vormund, Verwandtschaft — Alles mußte herhalten.

Röhnfeld erkannte endlich, daß er den Zornesausbrüchen dieser Frau gegenüber ebenso ohnmächtig sei, als er es einem Ausbruche des Vesuv gegenüber sein würde, und so hielt er es denn für gerathen, das Feld zu räumen.

Noch auf dem Hofe vernahm er das Toben des bösen Wetters, das er wider seinen Willen angeregt hatte. Da habe ich etwas Schönes angerichtet! sagte er sich; nun muß es das arme Kind ausbaden!

4. Ueber Land.

Es mag Auswärtigen als kaum glaubhaft erscheinen, aber es ist dennoch so: in Berlins unteren Schulen giebt es stets Tausende von Kindern, die in ihrem Leben niemals in einem Dorfe waren. In Röhnfeld's Klasse befanden sich, wie eine Nachfrage ergab, dreizehn Schülerinnen, die noch kein Dorf gesehen hatten.

Mit welcher Freude wanderte nun die Schaar hinaus in die sonnige Frühlingswelt! Die Mädchen trugen schlichte, aber reinliche, meist hellfarbige Kleider und boten einen lieblichen Anblick dar. Singend bewegte sich der Zug eine schattige Allee entlang.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt!“

Schon dieser Gesang machte Alle glücklich.
Der Himmel war voll Musik.

„Die Lerche schien Gedanken einzutrinken
Zu süßen Liedern im entwölkten Blau.“

Himmelslieder tönten hernieder. Hier stieg eine Lerche singend höher und höher; dort senkte eine andre sich, die ihren Himmelspsalter ausgesungen hatte, ermüdet hinab in's wogende Saatgefilde. Schon schaueten vereinzelt die blaue Kornblume und der rothe Mohn zwischen den Halmen hervor, ein Häslein rannte den Rain entlang, auf dem weiter gelegenen Wiesengrunde weidete ein Hirt eine Heerde bunter Kühe.

Beseligt schritt der alte Röhnfeld neben der singenden Kinderschaar einher und lauschte den Liedern, den Sängerinnen gänzlich die Wahl überlassend. Sie hatten einen Schatz köstlicher Volkslieder inne, denn in der Schule waren die Sammlungen von Erk, dessen Verdienste um Verbreitung eines edlen Volksgesanges nicht hoch genug anzuschlagen sind, fleißig benutzt worden.

Man führe nur Kinder, die Lieder aus den Erk'schen oder aus ähnlichen Sammlungen singen gelernt haben, hinaus

in Feld und Wald, in Thäler und auf Höhen, und man wird die Bemerkung machen, daß der Eindruck des Naturlebens in ihnen die Sangeslust in einem ganz besonderen Maße erweckt. Wie kann es auch anders sein? Giebt es doch der Volkslieder so viele, in denen das Naturleben in wahrhaft sinniger Weise gefeiert wird; ja auch die meisten der Lieder, die das Wohl und Weh des Menschen-Daseins zum Gegenstande empfindender Betrachtung haben, sind von Klängen und Tönen durchrankt, deren Heimath ein sinniges Anschauen des Naturlebens ist.

Zu dieser Betrachtung gab unserm Röhnfeld folgendes Volksliedchen, das die Kinder so eben sangen, Anlaß:

Abschied.

„Morgen müssen wir verreisen,
Und es muß geschieden sein.
Traurig zieh'n wir unsre Straße:
Lebet wohl! gedenket mein!

Kommen wir zu jenem Berge,
Schauen wir zurück in's Thal,
Schau'n uns um nach allen Seiten,
Seh'n die Stadt zum letzten Mal.

Wenn der Winter ist vorüber,
Und der Frühling zieht in's Feld,
Will ich werden wie ein Vöglein,
Fliegen durch die ganze Welt.

Dahin fliegen will ich wieder,
Wo's mir lieb und heimisch war.
Freunde, muß ich jetzt auch wandern,
Kehr' ich heim doch über's Jahr.“

Wie klang das Lied so herrlich in der schönen freien Gotteswelt! Die beseligte Stimmung der Gemüther über-

trug sich auf die schon an und für sich wunderbar ergreifende Weise des Liedes, und es ward dasselbe obendrein von dem ununterbrochenen Lerchengesange des Himmels wie von leisem Harfengetön begleitet.

„Musik, du wunderbare Lust,
Hauch, der von Gottes Lippen rauschte,
Als er dem Herzschlag in der Brust
Des ersten Menschenpaares lauschte.“

Wie recht hat Jean Paul, wenn er sagt: „Die Musik ist etwas Heiliges, sie kann Nichts als das Gute malen, verschieden von anderen Künsten.“

Die Kinder naheten sich dem von Fruchtgärten umschlossenen Dorfe, das Röhnfeld sich zum Ziel der Wanderung ersehen hatte.

Neue Freude! Wie die Dorfkinder von der Herrlichkeit des Stadtlebens zu träumen pflegen, so die Kinder der Stadt von der Herrlichkeit des Dorflebens. Hinter lieblichen Erscheinungen hofft und glaubt das jugendliche Gemüth allezeit Schönes und Gutes zu finden! Aus dem Grün ragte das Kirchlein empor mit dem bräunlichen Dach und dem hellschimmernden Kreuz, ebenso eine Zahl zumeist mit Stroh gedeckter Häuser, und auf dem Giebel eines derselben befand sich ein Storchnest, in dem die Storchmutter die Jungen fütterte, während der Storchvater auf seinen langen rothen Beinen gravitätisch auf dem Dache einherstolzirte.

„Friedlich Dorf! nach alter Sitte
Hast du noch dein Kirchlein stehn
In des stillen Hofes Mitte,
Wo zur Ruh die Todten gehn.

Sonntags wallet die Gemeine
Bei'm Geläute da heraus;
Zwischen Kreuz' und Leichensteine
Zieht die Schaar in's Gotteshaus.«

Es war einer der schönsten Bauernhöfe, die man sich nur denken kann, in den Röhnfeld mit seinen Kindern einkehrte, und wahrlich, auch Erwachsenen würde er gefallen haben.

»Die Rebe auf zum Fenster klomm
Mit grünen schwellenden Trauben,
Die Unschuld saß am Dache fromm
In stillen weißen Tauben.«

Röhnfeld hatte einige Tage zuvor mit dem Besitzer sich wegen eines Besuches geeinigt. Biedere, menschenfreundliche Leute wohnten in dem Hause. Sie hatten im Hofe aufgeräumt und sich angekleidet, als sei es Sonntag. Für eine einfache Bewirthung der Klasse war alles Nöthige eingerichtet. Da Röhnfeld eigene Kinder nicht hatte, war es schon seit Jahren Gebrauch bei ihm, auf Spaziergängen als Gastgeber seiner Schülerinnen aufzutreten. Wird nun noch angedeutet, daß sich auf dem Hofe und in den Ställen Hühner und Enten (Hahn und Erpel schienen in ihrem in der Sonne glitzernden Federnschmuck heut überstolz zu sein!), Lämmer, Ziegen und Kühe befanden, daß ein freundlicher Spitz, einige weißbunte Katzen und ein mit den Katzen auf vertrautem Fuße lebender Staar, der sie dessenungeachtet aber fortwährend tüchtig ausschalt, zum Hause gehörten, und daß endlich unmittelbar hinter dem Hause ein großer, grüner, von Fruchtbäumen besetzter Platz lag, der Raum zum Spielen bot, so wird es der Leser gern

glauben, wenn ihm versichert wird: die Kinder verlebten auf dem geschilderten Orte einen herrlichen Nachmittag!

Und Röhnfeld? Nun, wer ihn nach dem bisher Vorgeführten richtig aufgefaßt hat, der wird über die ihn erfüllende frohe Stimmung nicht in Zweifel sein. Doch

„Je krystall'ner uns der Himmel glüht,
Je trüber scheint Gewölk, das ihn durchzieht.“

Etwas war vorhanden, das dann und wann einen Schatten in sein Gemüth warf. Das Bild des armen blassen Kindes aus dem wüsten Hause drängte sich ihm zum Oeftern vor die Seele. Jener Besuch bei der Wittwe, der Tante von der Marie Schulz, hatte ihm den Schlüssel zur richtigen Beurtheilung des Wesens dieses Mädchens gegeben. Das nimmt kein gutes Ende, seufzte er, wenn Gott nicht hilft!

Um so mehr beschloß er, seine Einwirkung auf das Kind zu verstärken. Nur der Gott der Liebe, sagte er sich, kann sie erhalten und fördern; behält der Geist des wüsten Hauses, in dem sie wohnt, auf sie das Uebergewicht, dann welkt sie hin wie eine Blume, der es an frischer Luft und an Licht gebricht!

Als die Zeit des Aufbruchs nahe war, versammelte Röhnfeld die Kinder und erinnerte sie in herzigen Worten an die Eltern, ohne deren Zustimmung ja keines von ihnen an dem Ausfluge hätte Theil nehmen können, und er ermahnte liebreich, dies durch erhöhten Fleiß und gutes Betragen zu Hause zu erwiedern. Er danke Gott, fügte er hinzu, auf das Innigste, daß er ihn und die Kinder

so frohe Stunden habe verleben lassen; Eines nur schmerze ihn: die Erinnerung an die einzige ihrer Mitschülerinnen, deren häusliche Verhältnisse sich seinem Wunsche, sie auch mitzunehmen, entgegengestellt hätten. Er sage es laut: der Umstand, daß Marie Schulz fehle, betrübe ihn recht sehr.

Da war es plötzlich in den Angesichtern der Kinder, als sei eine Wolke vor die Sonne getreten. Mitleid ergriff die jungen Herzen.

„Die arme Marie!“ hörte man sagen; im vorwurfsvollen Tone ward von einer Seite her der Ausruf gehört: „Die Tante!“

„Nicht also, mein Kind!“ erwiederte Röhnfeld sanft verweisend. „Wir sind nicht hier, um über die Tante Gericht zu halten. Verdient die Marie unser Mitgefühl, so verdient es die Tante, wenn auch aus anderen Gründen, wohl nicht minder. Hier handelt es sich eben nur um Eure Mitschülerin Marie. Ich muß Euch sagen, daß ich das Mädchen in der kurzen Zeit, in der sie in meiner Klasse ist, schon recht liebgewonnen habe. Sie ist fleißig und in ihrem Betragen tadellos. Daß sie niemals freundlich dreinschauet, kann ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden; es mag seinen Grund in der Noth des Lebens haben. Ist Jemand unter Euch, dem sie schon irgend ein Mal Etwas zu Leide that, der möge es mir jetzt — ich fordere ihn bestimmt dazu auf! — sagen!“

Es meldete sich Niemand.

„So hat sich Keine über sie zu beklagen?“

„Nein! nein!“ riefen die Kinder mit Herzlichkeit. „Die arme Marie! Wenn sie doch hier wäre!“

„Nun, so gedenken wir in unserer Freude doch wenigstens ihrer in Liebe,“ fuhr Röhnfeld fort, „und wir wollen ihr das sagen. Meint Ihr nicht?“

„Ich bringe ihr den Strauß mit!“ rief ein Mädchen; „ich pflücke Blumen und flechte ihr einen Kranz!“ rief ein anderes. „Ich auch! ich auch!“ ward von verschiedenen Seiten vernommen. Da trat ein Mädchen strahlenden Auges hervor und sagte: „Uebermorgen ist Marie's Geburtstag!“ — Auf nähere Anfrage gab sie an, sie habe es aus Marie's Bibel ersehen, in der der Tag ihrer Geburt verzeichnet stehe.

„Das trifft sich ja schön,“ fuhr Röhnfeld fort; „da könnet Ihr der Marie ja Eure Blumen zu ihrem Geburtstage schenken!“

Damit aber gaben sich die Kinder noch nicht zufrieden; die Lust erwachte, ihr ein Liebesopfer darzubringen, für dessen Ankauf am nächsten Tage von denjenigen Schülerinnen, die es wollten und konnten, eine Kleinigkeit an Geld in die Hand des Lehrers gelegt werden sollte.

„Wie glücklich macht Ihr mich,“ sagte Röhnfeld bewegt, „daß Ihr den schönen Tag so schön beschließt! Das heiligt unsere Freude, und — glaubt es mir, Kinder! — noch nach Jahren werdet Ihr gern dieser Stunde gedenken! Das sind die echten Freuden, die es in der Erinnerung nicht aufhören zu sein!“ —

In Purpur und Gold blitzte der Abendhimmel, als

die Beglückten, das Lied von der goldenen Abendsonne anstimmend, zum Dörflein hinaus wanderten.

5. Das Angebinde.

Kinderherzen sind leicht zu lenken wie Wasserbächlein. Freilich darf es dem Leitenden an Liebe nicht fehlen, sonst erstarren die jungen Herzen zu Eis, und mit dem Lenken hat's dann bald genug gänzlich ein Ende. Auch muß Jener das erforderliche Maß von Einsicht besitzen. Wer da wollte, das Bächlein solle den Berg hinauf laufen, der würde es nimmer schaffen; an solchen Absichten würde alle Gewalt, würden alle Künste scheitern. Es verstieße ein solches Verfahren gegen die unwandelbaren Naturgesetze.

Die Gesetze des Geisteslebens sind nicht minder unumstößlich. Wer sie nicht bis zu einem gewissen Grade erkennt, ja wer von ihrem Dasein nicht ein Mal eine Ahnung hat, so daß ihm das gänzlich fehlt, was man pädagogischen Tact nennt, der greife zu allen möglichen Beschäftigungen, nur nicht zu der, in einem Lehramte bei Kindern wirken zu wollen! Autorität vermag sich nur Derjenige zu verschaffen, welcher den in der menschlichen Natur liegenden Gesetzen gemäß regiert, welcher die Einsicht und die Empfindung der Regierten für sich so zu sagen gefangen zu nehmen weiß. Wo dies der Fall ist, da besteht in Wahrheit ein starkes Regiment, während polizeiliche Pädagogik nur scheinbar Autorität zu erringen im Stande ist. Die Macht, die sich nur oder doch zumeist nur durch Zwangsmittel zu halten

vermag, ist Tyrannei. So in der kleinen Welt, so in der großen Welt.

Was Röhnfeld ir Bezug auf die Marie Schulz wünschte und wollte, das wünschte und wollte auch die Klasse, deren Denken und Empfinden, nachdem von dem Lehrer der Impuls gegeben worden war, mit zu dem Entschlusse geführt hatte, der zur Ausführung gelangen sollte. Gehet es also in der Schule oder im Staate, dann wird auch in Wahrheit das innere Leben des Einen wie des Andern gefördert, dann kommt es zu Ergebnissen, die ebenso erfreulich und heilsam sind für den Einzelnen wie für das Ganze, für den Regierer wie für die Regierten.

Die Schülerinnen hatten Wort gehalten: Marie war von dem, was geschehen sollte, auch nicht durch die geringste Andeutung benachrichtigt worden. Freilich würde ihr, hätte sie nicht nach alter Weise weiter gelebt, die veränderte Haltung der Mitschülerinnen gegen sie nicht entgangen sein. Wie oft richteten sich am nächsten Tage strahlende Augen auf sie, und erst gar dies am Morgen ihres Geburtstages!

Und gerade heut sah Marie blasser aus als jemals, ja, während sie sonst nur ernst gewesen war, schienen ihre Mienen heut das Vorhandensein tiefen Herzenswehes zu verrathen.

Nach Beendigung des Morgengebetes sagte Röhnfeld: „Kinder, unsere Absicht war es, mit Beginn der zweiten Stunde unseren Herzen in einer Sache Genüge zu thun; allein es erscheint mir nun doch als zweckmäßiger, jetzt

schon zur Ausführung zu schreiten. Die Religionsstunde mit einem Werke der Liebe zu beginnen, wird unserm lieben himmlischen Vater gewiß angenehm sein."

Diesen Worten folgte die herzlichste, sich in Blicken und Mienen ausdrückende Zustimmung der Klasse.

Nur ein Mädchen, Marie, wußte sich die gehörte Bemerkung nicht zu deuten und sah verwundert den Lehrer an.

Derselbe fuhr fort: „Ihr verlebtet glückliche Stunden auf Eurem Spaziergange am vorgestrigen Tage; auch ich theilte Euer Glück. Als wir uns aber daran erinnerten, daß eine Mitschülerin uns fehle, eine, die wir Alle lieb haben, da sie fleißig und sittsam ist, da betrübten wir uns."

Marie sah erschreckt und verwirrt vor sich nieder.

„Ja, Du bist's, Marie Schulz, die wir vermißten," fuhr der Lehrer fort, „und als wir beschlossen, es Dir zu sagen, wie gerne wir Dich bei uns gehabt hätten, kam es zu Tage, daß heut Dein Geburtstag ist. Da hat denn die Klasse beschlossen, Dir einen kleinen Ersatz für das zu Theil werden zu lassen, was Du vorgestern entbehren mußtest, und zwar zunächst dadurch, daß sie Dir ein Lied zur Feier Deines Geburtstages singt. Das Lied soll es Dir mehr als alles Andere sagen, daß wir Dich herzlich lieb haben!"

Von dem Lehrer war den Kindern die Wahl des Liedes überlassen worden, und diese hatten ein Lied gewählt, dessen Melodie etwas außerordentlich Feierliches in sich hat.

Marie war wie von Purpur übergossen und wagte nicht aufzusehen.

Als nun die Kinder zu singen begannen: „Ich wär' so gern ein Engel in Gottes sel'gem Reich, befreit von Erdenmängel," da fuhr sie mit den Händen nach den Augen, da sank ihr Haupt nieder, und Thränen des Glückes, Thränen tiefster Rührung strömten über ihre Wangen.

Und als der erste Vers des Liedes beendet war, da kamen einzelne Schülerinnen leise herbei und legten kleine Geschenke, darunter auch einen Kranz und einige Blumensträuße, vor ihr auf den Tisch.

Immer noch lag ihr Haupt in ihren Händen, bis der Lehrer herzutrat, sie anredete, ihr die Hand bot und ihr noch einen herzlichen Glückwunsch in seinem und der Klasse Namen aussprach.

Da sah sie vor sich die Geschenke, da sah sie die liebe- und freudestrahlenden Angesichter ihrer Mitschülerinnen, deren einige liebreich ihre Arme um ihren Hals gelegt hatten.

Nur wer sich in die Lage und Empfindung des armen Kindes zu versenken vermag, wird es nachempfinden, von welchem seligen Glück ihr Herz durchströmt ward. Und an ihrer Seligkeit nahmen Theil die Klasse und der Lehrer.

Dieser, dem das Wort: „Haltet Maß!" mit zu den vornehmsten der pädagogischen Weisheitslehren gehörte, deren Befolgung er sich angelegen sein ließ, wußte die Scene in geschickter Weise zu schließen und die Aufmerksamkeit der Kinder auf den Unterrichtsstoff hinüberzuleiten, der für diese Stunde vorlag.

Der eben geschilderte Vorgang hatte dem Lehrer ein

neues Erziehungsmittel geschaffen. Ward ihm fernerhin gesagt: Heut ist der Geburtstag dieser oder dieser Schülerin! so fragte er die Klasse, ob sie der Genannten ihre Wünsche durch ein Lied zu erkennen geben wollten, was immer bejahet ward, und er ließ dann ein Lied wählen.

Eine solche Art Wunsch von der Klasse macht auf das betreffende Kind jederzeit einen erhebenden Eindruck, um so mehr, wenn dann der Lehrer einige Worte der Aufmunterung und Mahnung daran schließt.

Freuen sich doch auch die Eltern mit, wenn das Kind mit freudigem Antlitz erzählt, in welcher Weise ihm die Schule Glück gewünscht habe.

Nicht das Böse allein, auch das Gute wirkt weiter sich erzeugend fort, und immer neue und zugleich heilsame Mittel für die Zwecke der Erziehung findet der, der mit Liebe sucht. Das Finden ist an die Bedingung geknüpft, zu suchen, d. h. mit Liebe zu suchen.

Hierbei seien noch drei Worte genannt, die zu den Sternen am pädagogischen Himmel unseres Röhnfeld gehörten, auf die er oft nachdenkend schaute, und deren Strahlen dann sein Geistesauge erhellten:

Fellenberg: „Den Reichen gebricht es selten an Hülfe; stehe Du, Volksschullehrer, den Armen und Verlassenen bei.“

Wellauer: „Der Armuth wird am nachhaltigsten und wirksamsten geholfen durch eine möglichst sorgfältige Erziehung und Bildung der Kinder.“

Lenau: „Der Himmel badet mit Erbarmen
Die Wurzeln jedem Baum und Busch,
Wie Jesus einst den müden Armen
Herabgeneigt die Füße wusch.“

6. Neues Leben.

Das Liebeswerk der Klasse und namentlich die Art und Weise, in der es zur Ausführung gekommen war, bildete einen Wendepunkt in dem Leben unserer armen Marie.

„Blüht ein Blümchen irgendwo,
Wird's vom hellen Thau getränket;
Das einsame zittert froh,
Daß der Himmel sein gedenket.“

Dies Wort symbolisirt das durch jenen Vorgang hervorgerufene Empfinden des Kindes. Gegen freundlich gesinnte Kinder freundlich sein, wahrlich, das ist kein Verdienst. (Was soll man gar vom Gegentheil sagen!) Aber gegen Kinder, deren Gemüth durch traurige Verhältnisse, in denen sie leben, verdüstert ist, freundliches, herzliches Wesen walten lassen, das verdient Anerkennung.

Und diese Anerkennung müssen wir dem würdigen Röhnfeld zollen.

Als in einem anderen Falle ein Mal ein jüngerer College gegen ihn sich über einen seiner Schüler, einen mißgestalteten, in geistiger Beziehung noch wenig vorgeschrittenen und schlecht gekleideten Knaben, hart aussprach, erwiederte er: „Wie, Sie haben in dieser Sache das Wesentliche von dem Unwesentlichen noch nicht unterscheiden gelernt? Sie lassen durch Nebendinge Ihre Blicke ablenken von der Hauptsache? Wenn das arme, äußerlich mißgestaltete Kind vor Ihnen sitzt, so müßten Sie sich doch sagen: Der Kern in ihm gehört zu dem höchsten, edelsten Product, welches die Erde hervorzubringen vermag, und dies Product heißt — Menschenseele!

„Oder wissen Sie ein köstlicheres? Was ist der edelste Stein, was ist das gediegenste Gold gegen eine Menschenseele, die dazu bestimmt ist, ein Gefäß des Göttlichen zu werden!

„Der Kenner edler Steine würde den Mann, der einen äußerlich noch nicht von der rauhen Schale befreiten Diamanten wegwirft, einen Thoren schelten!

„Und wir sollten eine Seele, die uns in einer Umhüllung entgegengeführt wird, wie — ich habe jetzt nur sein geistiges Wesen im Sinne! — jenes arme Knäblein sie an sich trägt, mißachten? Wir sollten uns nicht doppelte Mühe geben, nachzuholen, was versäumt ist, oder zu lösen, was ungünstige Verhältnisse an schlechterem Stoff seiner Seele angesetzt haben?

„Uns trennt in Bezug auf das, was wir geistige Bildung nennen, ein bedeutender Abstand von dem armen Wesen. Aber wie schrumpft dieser Abstand zusammen, wenn wir ahnungsvoll weiter denken an die Unendlichkeit geistiger Entwickelung! Wer bürgt uns dafür, daß wir immer den gleichen Vorsprung haben werden? Kann die Seele, der wir uns heut gegenüber in Bezug auf Entwickelung im Vorsprung befinden, nicht nach einer Zeit, sei es hier, sei es auf anderen Welten — uns weit überholt haben?

„Vielleicht tritt uns einst das hier mißgeachtete Kind als strahlender Geist entgegen, vor dem wir die Augen niederschlagen müssen, und dies um so mehr, wenn wir uns zu sagen gezwungen sein würden: Dort auf dem

dunklen Sterne, auf dem uns die ewige Liebe Gelegenheit in Fülle bot, Liebe zu üben, haben wir diesem Himmelswesen nicht Liebes, sondern Leides zugefügt, haben wir nicht fördernd, sondern hemmend auf seine Entwickelung eingewirkt!“

Marie Schulz war nicht mißgestaltet, sie war im Gegentheil ein wohlgestaltetes Mädchen, nur war ihr — und wir wissen, aus welcher Ursache — freundliches Wesen bisher fremd gewesen. Daß unter solchen Umständen ihr von ihren Mitschülerinnen Freundlichkeit nicht entgegengebracht worden war, kann nicht verwundern; hatte doch selbst ihr früherer Lehrer eine gleiche Haltung gegen sie angenommen.

Einem derartigen Verhalten eines Lehrers gegenüber äußerte einst Röhnfeld: „Wie, wenn die Sonne zur Erde sagte: Bringe Du erst Blüthen hervor, dann will ich Dir von meinen Strahlen geben? Nie würden dem Boden der Erde Blumen entsprießen; sie würde in ewiger Nacht ruhen!“

Dem Wirken einer milden Frühlingssonne vergleichbar war das bisherige Wirken Röhnfeld's auf das Mädchen gewesen; jene That der Klasse nun glich in Bezug auf die Entwickelung des Mädchens einem schöpferischen Maienmorgen. Wie das Verhalten des früheren Lehrers maßgebend für die Kinder gewesen war, so jetzt das Verhalten Röhnfeld's gegen die Marie.

Röhnfeld sah mit innerster Freude die gehoffte Umwandlung in dem Mädchen vor sich gehen; er sah die Macht der Liebe ein Wunder in einer Menschenseele vollbringen; aber er hütete sich wohl, darüber irgend eine Aeußerung fallen zu lassen.

Das Märchen von dem aufsteigenden Golde, zu dem der Erwählte durch Geisterstimmen herbeigerufen wird, das aber beim Aussprechen des geringsten Wortes wieder hinabsinkt in den Boden, um nie wieder zu erscheinen, enthält für mancherlei Situationen auf dem Gebiete der Erziehung eine beherzigenswerthe Lehre.

In den Religionsstunden herrschte in Röhnfeld's Klasse ein feierlich-ernster Ton, sonst war ein herzliches, fröhliches Wesen die Grundstimmung der Klasse. Röhnfeld war von der Wahrheit des Jean Paul'schen Wortes durchdrungen: „Freude ist der Sommer, der die innern Früchte färbt und reift.“ — Lustigkeit dagegen und gar noch der Grad derselben, den wir Ausgelassenheit nennen, war ihm gänzlich zuwider.

Allgemach begann Marie theilzunehmen an dem Ausdruck herzlicher Freude, wenn etwa der Gegenstand des Unterrichts Anlaß dazu bot. Die besten Kinder der Klasse waren in den Zwischenzeiten gern um sie, und sie erwiederte ihre Liebe mit dankbarer Freundlichkeit. Der Ernst blieb freilich der Grundzug ihres Wesens, der Ernst, der darauf bedacht ist, gewissenhaft Pflichten zu erfüllen, und dies konnte dem Lehrer nur lieb sein. Wie das Haus dem Mädchen Hölle, so war die Schule ihm Himmel. Ihre Augen leuchteten oft vor innerer Glückseligkeit, wenn sie des Morgens in die Klasse trat und ihren Platz einnahm, wogegen nicht selten beim Aufbruch nach Hause ein Zug des Grames sich in ihrem Gesichte bemerkbar machte.

7. Hülfe zu guter Stunde.

Marie gedieh an Seele und Leib. Nach Jahr und Tag war sie in Bezug auf Wissen und Können die Erste in der Klasse und nach ihrem Aeußeren eine der lieblichsten Erscheinungen der ganzen Schule. Ihr war das erste Ordnerinnenamt in der Klasse anvertraut, das sie mit größter Gewissenhaftigkeit und, soweit es die Aufsicht über ihre Mitschülerinnen betraf, mit mildem Ernst verwaltete.

Da geschah es eines Tages, als die Klasse das oben aufgeführte Volkslied „Der Abschied“ sang, Marie bei der Stelle:

„Traurig ziehn wir unsre Straße:
Lebet wohl! gedenket mein!“

plötzlich in heftiges Weinen ausbrach. Röhnfeld vernahm auf seine Nachfrage, daß die Tante geäußert habe, das Mädchen in nächster Zeit aus der Schule nehmen zu wollen. Am folgenden Tage erschien auch die Wittwe beim Hauptlehrer der Anstalt und kündigte demselben den Abgang ihrer Nichte mit Abschluß des Monats an. Die Armen-Direction habe, fügte sie eifernd hinzu, da das Mädchen jetzt vierzehn Jahre alt sei, die Zahlung des Pflegegeldes eingestellt, daher Marie von jetzt ab in einer Fabrik arbeiten solle.

Es ist ein Ort nicht wie die anderen; allein daß die Beschäftigung in Fabriken vielen Mädchen und Knaben verderbenbringend ist, hatten unserm Röhnfeld die traurigsten Fälle bewiesen.

Indem er nun an dem Tage, an welchem der Hauptlehrer ihm den Abgang der Marie angekündigt hatte, be-

kümmerten Gemüths seines Weges nach Hause schlich, trat ihm seine Schwester, eine wohlhabende Bürgersfrau, aus dem zur Seite gelegenen Kirchhof entgegen. Sie hatte nur ein Kind, eine Tochter, gehabt, und diese zu ihrem großen Leidwesen vor Jahr und Tag durch den Tod verloren. Heut, am Geburtstag der Verstorbenen, war sie an dem Grabe derselben gewesen, hatte es auf's Neue mit Blumen geschmückt und sich daselbst satt geweint.

Röhnfeld bezeigte der Schwester seine Theilnahme. Da blitzte ihm plötzlich ein Gedanke durch die Seele. „Schwester," sagte er erleuchteten Angesichts, „Du hast eine Marie verloren, ich könnte Dir eine andere Marie nachweisen, ein armes elternloses, aber überaus liebenswerthes und braves Mädchen, das Dir vielleicht einigen Ersatz für Deinen schweren Verlust gewähren würde. Es ist meine beste Schülerin, die jetzt die Schule verlassen und in eine Fabrik geschickt werden soll. Eben habe ich inbrünstig zu Gott gebeten, mir Mittel und Wege zu zeigen, das Mädchen davor zu bewahren, und nun trittst Du mir entgegen. O Schwester, mir ist's, als höre ich Gottes Stimme, als spräche sie jetzt in unseren Herzen!"

Er sah sich um. Da kam Marie Schulz eilfertig des Weges daher.

„Mein Gott, da kommt das Mädchen!" sagte er ganz erstaunt.

Röhnfeld's Schwester hatte ein dem Bruder verwandtes Herz. Sie nahm das, was er ihr sagte, namentlich unter

den Umständen, unter denen es geschah, als einen göttlichen Ruf. Das Mädchen, das nahe war, gewann auf den ersten Blick ihr ganzes Herz. Nun kam noch hinzu, daß ihr Mann ihr schon oft gerathen hatte, sich, da sie eine so große Kinderfreundin sei, ein Mädchen aus dem Waisenhause als eigenes Kind anzunehmen.

Marie war indeß nahe herzugekommen und wollte grüßend vorübergehen. Röhnfeld reichte ihr die Hand und sagte: „Marie, das ist meine Schwester!“

Das Mädchen schaute der Frau treuherzig in's Angesicht, und es erregte sie freudig, in demselben Züge und Ausdruck des Angesichts ihres Lehrers zu finden.

Und welcher Blick traf sie von der in Schmerz und Seligkeit bewegten Frau! Dabei reichte dieselbe ihr liebreich die Hand. Dem Bruder winkend, führte sie das Mädchen auf den Kirchhof. Des Mädchens Hand an sich drückend, sagte sie mit fast in Thränen erstickter Stimme, aber mit größter Herzlichkeit: „Marie, Du hast keine Mutter, und ich habe keine Marie; die ich hatte, ruhet dort! Nun aber will der himmlische Vater uns Beiden helfen; er sendet uns zusammen. Sage, willst Du meine Marie sein? willst Du mich als Mutter haben?“ ....

Da umschlang, in selige Thränen ausbrechend, das Mädchen die gute Frau, unvermögend ein Wort zu erwiedern, aber in ihrer Haltung und Geberde Zustimmung von ganzem Herzen ausdrückend.

Unser würdiger Röhnfeld, dem Thränen über die Wangen rollten, stand daneben mit gefalteten Händen

und lobpreisend zum Himmel aufsehend, indem der Gedanke seine Seele durchwogte: Wo Dein Reich, himmlischer Vater, herniederkommt auf die Erde, da wohnt hier schon Trost und Seligkeit, da verwirklicht sich der Engel Verheißungsgesang: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Ja, die Erde wird durch Liebe wieder mehr und mehr zum Paradiese werden. Himmlischer Vater, Dein Reich komme!

Dichter, Handwerker und Kaufmann.

1. Dichter und Handwerker.

Ob der Volksdichter Karl Weise wohl schon so bekannt ist, als er, wie mich dünkt, es verdient? Ich zweifle daran.

Gegen Ende der Vierziger kam Karl Weise als Drechslergeselle nach Berlin. Der Herbergsvater hatte ihm einen Meister nachgewiesen. Karl Weise legte seine besseren Kleider an, begab sich zu dem bezeichneten Meister, fand Annahme und ward beschieden, am nächsten Morgen seine Arbeit zu beginnen.

Nun suchte er sich eine Schlafstätte. Der Student, der unverheirathete Lehrer, Künstler, Beamte u. s. w. miethet sich ein möblirtes Zimmer; der Geselle und der unverheirathete Arbeiter begnügt sich mit einer Kammer. Auf eine solche Kammer, in der Volkssprache „Schlafstelle“ genannt, paßt beinahe ein Ausspruch, den ich ein Mal beim Vorübergehen aus dem Munde eines Arbeitsmannes auf dem Wollmarkte vernahm: „Aujust,“ sagte dieser in jovialster Weise zu einem seiner Kameraden, der ihm die Kümmelflasche gereicht hatte, „Du wohnst woll och int Voigtland, wo die Mebel an die Wände jemalt sind!“ — Die ganze Ausstattung einer solchen Schlafstelle besteht in der Regel

aus einer gebrechlichen Bettstelle mit Strohsack und wollener Decke und einem alten Schemel. Allenfalls befindet sich an der Wand noch ein Nagel und auf dem Fensterbrett ein Stück Spiegelglas. Zettel, auf denen die Worte stehen: „Hier ist eine Schlafstelle zu vermiethen,“ kann man stets an vielen Häusern finden. Der Inhaber einer solchen Kammer wird von dem Vermiether und den übrigen Hausbewohnern „Schlafbursche“ genannt, mag er nun an Jahren jung oder schon ein Grau- oder Kahlkopf sein. Zu den Tausenden von „Schlafburschen“, die Berlin aufzuweisen hat, gehören jedoch keineswegs ausschließlich Gesellen und Arbeiter; die Bezeichnung „unser Schlafbursche“ geht auch gelegentlich auf einen Studenten, einen Künstler, einen Handlungsdiener über, deren Kassenwesen in Zerrüttung gerathen ist; ja so Mancher, „dem man's am Tage nicht ansieht,“ taucht Abends unter in eine jener Kammern, wie wir sie eben geschildert haben.

Wer unsern Karl Weise erblickt hätte, als er in Berlins Straßen nach einer Schlafstelle umherwanderte, würde nicht leicht in ihm einen Gesellen vermuthet haben. Gang, Wesen und Kleidung des schlanken jungen Mannes hätten eher auf einen Studenten rathen lassen. Aus seinen großen dunklen Augen leuchteten Geist und fröhlicher Jugendmuth, seinem wohlgebildeten gebräunten Angesichte stand ein schwarzes Schnurrbärtchen vortrefflich.

Weise war noch nicht weit gegangen, da bemerkte er einen Zettel mit jener Ankündigung und der Nebenbezeichnung: „zwei Treppen hoch.“

Er stieg hinauf, fand an einem rothen Schilde den auf dem Zettel vermerkten Namen und klingelte. Eine ältliche Frau öffnete die Thür. Die Frau erschien ihm nach ihrer Kleidung jedoch zu fein zu einer Vermietherin von Schlafstellen, so daß er nur zögernd fragte.

Aber mit großer Freundlichkeit ward ihm seine Frage bejahet und er darauf genöthigt, einzutreten.

Das sollte eine Kammer sein? Er befand sich in einem zweifenstrigen Gemach mit einem weißen Ofen, mit schönen Möbeln und Bildern. Es stand sogar ein elegant aussehendes Klavier in dem Gemach.

„Verzeihen Sie," sagte er, „es waltet hier jedenfalls ein Irrthum ob; wahrscheinlich hängt noch ein Zettel unten, denn ....."

„Nein, nein, es ist nur einer da!" unterbrach die Frau mit gleicher Freundlichkeit. „Sie sind hier an der rechten Stelle."

„Ich suche ja nur eine Schlafstelle, und hier ....."

„Nun," unterbrach auf's Neue die Frau, „wäre Ihnen diese Schlafstelle nicht recht?"

„Das wohl, aber der Preis möchte mir nicht passen!"

„Der Preis beträgt monatlich einen und einen halben Thaler," entgegnete die Frau. „Billiger möchten Sie es selten finden, besser für einen solchen Preis nie!" — Noch freundlicher werdend, fuhr die Frau fort:

„Und, mein liebes Herrchen, Sie bekommen auch Ihren Hausschlüssel mit, so daß Sie zur Nachtzeit kommen können wann Sie wollen! — Das Klavier gehört meiner Tochter,

die am Tage, wenn Sie nicht hier sind, übt; das müssen Sie schon erlauben!“

Nachdem Karl Weise sich durch nochmalige Fragen vergewissert hatte, daß die monatliche Wohnungsmiethe wirklich nur anderthalb Thaler betrage, zahlte er ein kleines Draufgeld, empfing Stubenschlüssel und Hausschlüssel und wanderte vergnügt von dannen.

In der Herberge machte er den Reisegefährten Mittheilung von seinem Glücke und gab in seiner Freude darüber, daß er es so gut getroffen habe, zum Abschiede noch Etwas zum Besten.

Darnach — es war beinahe zehn Uhr — wanderte er mit seinem Felleisen in das Haus ein, das ihm für die nächste Zeit ein nächtliches Asyl bieten sollte. Wiederum kam ihm seine Wirthin, diesmal mit einem Lichte in der Hand, entgegen, empfing ihn mit freundlichen Worten und öffnete ihm die Thür.

Auf der Thürschwelle blieb er ob des Anblicks, der ihm plötzlich zu Theil ward, wie angewurzelt stehen. Das Zimmer war besetzt mit einer Zahl von Bettkasten mit Strohsäcken und Pferdedecken. Er hatte gemeint, das Zimmer allein zu haben, und jetzt sollte er es — dies lehrte der Augenschein, — mit etwa einem Dutzend „Schlafburschen“ theilen! Nun war er plötzlich aufgeklärt über den „billigen Preis.“

„Nur eingetreten, mein liebes Herrchen!“ sagte die Wirthin. „Dort an der Wand habe ich Ihnen, wie ich versprach, Ihr Lager aufgeschlagen. Bitte, stoßen Sie sich nicht!“



Karl Weise tritt Abends in seine Schlafstelle.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Einen Augenblick war Karl Weise Willens gewesen, seinem Mißmuthe Luft zu machen. Aber er erkannte alsbald auch, daß es ihm für seine Sache gänzlich an einem Rechtsboden fehle. Er hatte eine Schlafstelle begehrt; davon, daß er das Zimmer allein haben wolle, war keine Rede gewesen.

Schweigend begab er sich, einen schmalen Gang zwischen den Kasten durchschreitend, nach dem ihm angewiesenen Platze. Unten am Kasten stand ein niedriger Schemel. Die Frau belehrte ihn, daß er auf denselben die Kleider zu legen und unter denselben die Stiefeln zu stellen habe, und verließ darauf das Zimmer.

Bei seinem Eintritt hatte Weise flüchtig am Boden ein kleines Lämpchen bemerkt. Jetzt, da die Frau mit ihrem hellflackernden Lichte hinweg gegangen war, trat ihm die kleine, mit einem beräucherten Schirme versehene Lampe deutlicher in's Auge. Und nun sah er auch, daß die Lampe auf einem neben einem Bettkasten stehenden Schemel stand. Der Bettkasten aber war schon besetzt — und zwar dies im wirklichen Sinne des Wortes —, denn in ihm lag nicht, sondern saß ein Schlafbursche. Karl Weise sah eine gebeugte Gestalt mit bleichen Zügen, die in ihrer Unbeweglichkeit fast einer Figur glich, wie die Wachsfiguren-Cabinette sie zeigen. Er vermochte kein Auge von dem bleichen Manne abzuwenden. Dieser schien den Jahren nach noch in den Zwanzigern zu sein; als Umhang beim Sitzen diente ihm ein dem Anscheine nach schon ziemlich abgetragener Studentenrock.

Plötzlich belebten sich die Gesichtszüge des Mannes. Er richtete sich auf, seine Augen leuchteten, und emsig schrieb er mit einem Stift einige Zeilen auf ein Stück Papier. Als Unterlage diente ihm eine Cigarrenkiste. Murmelnd und dabei gestikulirend wiederholte er mehrmals die niedergeschriebenen Worte.

Nun kamen zwei andere „Schlafburschen", Leute von kräftigem Gliederbau mit russigen Händen und Gesichtern; sie nahmen stillschweigend ihre Lagerstätten ein. Der blasse Mann erregte nicht im mindesten ihre Aufmerksamkeit, woraus Karl Weise den Schluß zog, daß sie ihn schon öfter in gleicher Positur gefunden hatten. Aber eben so wenig nahm der Blasse Notiz von den Ankommenden. Er lebte in einer andern Welt. Selbst der Lärm, der, nachdem sich die meisten der Schlafburschen eingefunden hatten, durch einen derselben, der betrunken war, hervorgerufen wurde, vermochte Jenen nicht in die wirkliche Welt zurückzuführen.

Karl Weise, der sich endlich auch niedergelegt hatte, schlief erst spät ein. Am nächsten Morgen traf es sich, daß er mit einem seiner Schlafkameraden ein Stück Weges ging, und dieser ließ sich über den blassen Mann in spottender Weise dahin aus, derselbe dichte Trauerspiele, die aber kein Theater aufführen wolle, weshalb sie für ihn wirkliche Trauerspiele seien. Der Dichter sei vor einigen Monaten aus einer entfernt liegenden Stadt hieher gekommen, habe etwas Geld mitgebracht, sei aber um dasselbe an dem ersten Tage seines Hierseins von Bauernfängern geprellt worden und leide jetzt bittere Noth.

Ohne den Namen zu nennen, will ich meinen Lesern verrathen, daß der Bezeichnete als dramatischer Dichter Erfolge nicht errungen, daß er dagegen auf dem Gebiete der Wissenschaft Beachtungswerthes geleistet hat und heut eine ehrenvolle und auch äußerlich auskömmliche Stellung in Berlin einnimmt.

Das Bild des Trauerspiel-Dichters machte auf Karl Weise einen sehr niederschlagenden Eindruck. Hatte ihm selbst doch der Gedanke schon im Kopfe umhergespukt, sich mit dichterischen Erzeugnissen an die Oeffentlichkeit zu wagen. Es waren Lieder in ihm entstanden, er wußte nicht wie. Sie waren ihm dann auf seinen Wanderungen mit Kameraden gelegentlich von den Lippen geströmt, hatten die Hörer entzückt und ihm den Triumph eingetragen, daß sie aufgeschrieben und darnach weiter hinaus getragen worden waren in die Welt. Eines der also entstandenen kleinen Wanderlieder, das der Dichter „Sonntagsmorgen" benannte, lautet:

Im fremden Lande zog der Sohn; —
Gelehnt auf seinen Stab,
Sah er am früh'sten Morgen schon
Auf's stille Dorf hinab.
Es lag, wo er zur Nacht geruht,
Am Saum' des schönen Thal's,
Beleuchtet von der Rosenglut
Des ersten Sonnenstrahls.

Die Maithautröpfchen flimmerten
Rings wundermild im Klee,
Und alle Blüthen schimmerten
Wie frisch gefall'ner Schnee.

Bis auf die Lerchen in der Luft
War's rings, als läg' im Traum,
Berauscht von süßem Blumenduft,
Der ganze Schöpfungsraum.

Ein mildes Frühgeläut begann
Auf Dörfern weit und breit,
Und mächtig zog die Seelen an
Der Töne Herrlichkeit.
Auf jedes Dörfleins Antlitz lag
Zufriedenheit und Lust,
Denn Wonne streute dieser Tag
Auch in des Aermsten Brust.

Wohl Mancher schritt geschmückt daher,
Doch Keiner, Keiner frug,
Was wohl der Wandersmann so schwer
Auf seinem Herzen trug?
Warum beim schönen Festgeläut',
Das Jeder freudig hört,
Er trüb' und feucht das Antlitz heut
So oft zur Ferne kehrt?

Ach! als ein alternd' Mütterlein
Durch's Feld zur Kirche ging,
War's ihm, als müßt' sie's selber sein,
Die heiß sein Herz umfing. —
Kein Tag giebt uns an Sehnsucht mehr,
Sind wir der Heimath fern,
Und mahnt uns so zur Wiederkehr,
Als wie der Tag des Herrn.

Da war unserm Karl Weise denn von einer und der andern Seite gerathen worden, mit einem Bändchen Dichtungen aufzutreten, und dieser Gedanke hatte angefangen in ihm Wurzel zu schlagen.

Karl Weise wird den Lesern verständlicher werden, wenn

ich hier einige Worte über seine frühere Zeit einschalte. Er wurde 1813 zu Halle geboren. Sein Vater, ein Zimmermann, starb früh, und seine Mutter nährte sich darauf dürftig als Botenfrau. Der Unterricht, den er in einer Volksschule empfing, war sehr mangelhaft. Pestalozzi war damals noch nicht aufgegangen als Stern am pädagogischen Himmel unsers Landes, wenigstens leuchteten seine Strahlen noch nicht in die Volksschulen Halle's hinein. Doch eine Natur, die — nach den Worten des großen Brittischen Dichters — „Musik hat in ihm selbst", sucht instinctartig Verwandtes im Leben auf. Karl wußte die Theilnahme einiger Studenten für sich zu erregen, namentlich empfing er längere Zeit freien Unterricht von einem jungen Theologen Namens Luther. In der Stadt war er gern mit Spielgenossen zusammen, im Freien aber hielt er sich am liebsten allein. Auf den Felsen von Giebichenstein und Trotha konnte er stundenlang einsam weilen. „Und hier" — so sang er später —

„Und hier, wo mich mit grünen Armen
Die gütige Natur umschlang,
War's, wo der ewig liebewarmen
Ich meine ersten Lieder sang."

Er erlernte das Drechslerhandwerk und ging dann frischen, frohen Muthes in die Welt. Mit besonderer Innigkeit gedenkt er seines längern Aufenthalts in Ruhla. In seinem sinnigen Büchlein „Die Läuter aus dem Ruhlathale" heißt es:

„Nie hab' ich treure Söhne der Natur,
Als unter Ruhla's fleiß'gem Volk gefunden,

Nie fand ich Herzen, inniger verbunden
Der Lust im Lenz, als wie auf Ruhla's Flur.“

Bei seiner Einwanderung in Berlin hatte er schon ein gut Stück deutscher Erde gesehen.

Wie bemerkt, hatte die Erscheinung des Trauerspiel-Dichters auf Karl Weise niederschlagend gewirkt. In letzterer Zeit waren einzelne Gedichte von ihm zu Papiere gebracht worden. Er zerriß sie wieder und sagte sich: „Ich will mit dem Meißel am schnurrenden Rade dichten, ich will Drechsler bleiben, will der Schriftstellerzunft nicht in's Handwerk pfuschen!“

Er arbeitete einige Jahre als Geselle in Berlin, ließ sich dann in dem anmuthig gelegenen Berg- und Badestädtchen Freyenwalde, einem Hauptvergnügungsorte der Berliner für die Sommerzeit, als Meister nieder und verheirathete sich mit einem armen braven Mädchen.

Er war bis dahin seinem in Berlin gefaßten Beschlusse, Nichts für die Oeffentlichkeit niederzuschreiben, treu geblieben, und er hoffte auch, dabei zu verharren.

Das Geschick aber hatte es anders beschlossen. Es fügte sich, daß zwei Studenten, die Söhne des dortigen Oberpredigers Melcher, einige Geburtstagsgedichte, die Weise für Freunde niedergeschrieben hatte, zu Gesicht bekamen. Sogleich erkennend, daß sie es in Weise mit einem wirklichen Dichter zu thun hatten, forderten sie ihn auf, den Sagenschatz Freyenwalde's in Dichtungen zu verherrlichen und letztere drucken zu lassen.

Weise wollte Nichts davon wissen. Doch frischer, fröh-

licher Studentenübermuth schuf Rath. Jene liebenswürdigen jungen Leute erschienen eines Tages mit der neuesten Nummer des Freyenwalder Kreisblattes bei Weise und zeigten ihm eine (von ihnen ohne sein Wissen zum Druck gegebene) buchhändlerische Ankündigung eines Werkchens von ihm:

„Blumen der Wälder. In Dichtungen von Karl Weise.“

Was nun beginnen? Das Büchlein mußte erscheinen — aber ach! auf Kosten des Verfassers! Was das in Deutschland besagen will, wissen Diejenigen am besten, die ein Mal ein Gleiches zu thun wagten.

Die Freude, sich gedruckt zu sehen, hatte Weise's Sorge um das tägliche Brot sehr vermehrt. Damals lernte ich den Dichter kennen und gewann mir seine Freundschaft. Es gelang mir, dem Büchlein in Berlin Freunde zu erwecken, so daß die Druckkosten bezahlt werden konnten und dann auch noch einiges Geld in des Dichters Tasche floß.

Die äußeren Verhältnisse, unter denen Weise in Freyenwalde lebte, waren keineswegs erfreulicher Art. In jedem Frühjahre klapperte der Storch auf seinem Dache, den Elternherzen zur Wonne, den übrigen Verhältnissen der Familie aber nicht entsprechend. Weise war Drechsler geworden, als die deutschen Studenten ihre Pfeifen mit fußlangen Spitzen und Abgüssen trugen, und die „Studentenpfeife“ auch für die übrige Welt als ein Modeartikel galt. Inzwischen war die Pfeife von der Cigarre verdrängt worden, und das Drechslerhandwerk damit ungemein gesunken. Mehr und mehr aber stellte es sich heraus, daß ein Drechslergeschäft

in einem kleinen Orte so zu sagen ein verlorener Posten sei. Kein Fleiß, keine Entsagung half; es nistete sich mit dem zunehmenden Kindersegen mehr und mehr die Noth in dem Weise'schen Hause ein. Unglücksfälle mancherlei Art kamen dazu, entsprechend dem Shakespeare'schen Worte:

„Wenn Leiden kommen,
So kommen sie als einzle Späher nicht,
Nein, in Geschwadern.“

In manchen der Berliner Freunde Weise's mochte wohl, wenn sie von ihm hörten, oder wenn sie ihm gelegentlich einen Besuch abstatteten, der Gedanke aufsteigen, er vernachlässige, indem er Verse gestalte, die Arbeit seines äußern Berufes. Die ihm näher standen, wußten, daß dem nicht so sei. Beim Rollen und Schnurren seines Rädchens entstehen seine Gedichte, sein eisernes Gedächtniß hält sie fest, das Aufschreiben nimmt wenig Zeit hin. Fleißig und haushälterisch, wie er, ist seine Frau, die er oft in seinen Gedichten feiert. Schon in einem seiner ersten Gedichte (in den „Blumen der Wälder“) heißt es:

„Frauchen hört zwar gern Gesänge,
Doch bewacht's den Fleiß gar strenge,
Ist so recht echt schlesisch Blut,
Immer freundlich, immer gut.
Heiter trägt's das Sorgenbäckchen,
Emsig schaffend spät und früh,
Hält die Kleinen schmuck, wie Döckchen,
Struwelköpfchen dicht voll Löckchen,
Süßen ihr des Tages Müh'.“

Jahre bittersten Leidens hat unser Dichter durchzumachen gehabt. Wäre sein innerster Kern nicht gut, es hätte mit

ihm kein gutes Ende genommen. Aber „das Unglück ist der Prüfstein der Gemüther.“ Aus jeder Unglücksnacht trat er gereifter hervor.

Jedoch Alles hat seine Grenzen, und besorgt schaueten diejenigen seiner Freunde, die reich an Liebe zu ihm waren, aber arm an äußeren Mitteln, seinem weitern Geschick entgegen. Sie wandten sich mit einer Eingabe an die Tiedge-Stiftung, und diese bewilligte dem Dichter „in Anerkennung seiner ehrenwerthen Bestrebungen und tüchtigen Leistungen“ auf drei Jahre jährlich fünfzig Thaler.

Sein bei Grieben in Berlin erschienenes „Familienleben in Dichtungen“ gab dem Handwerkerverein zu Wriezen den Anstoß, ein Rundschreiben an die vaterländischen Handwerkervereine zu erlassen, in dem mit Lebhaftigkeit zu einer Sammlung für den Dichter aufgefordert wurde. Als Zeugniß der Einsicht und der wackeren Gesinnung jenes Vereins und zugleich als Zeugniß für den Dichter führe ich folgende Stelle aus dem Ausrufe an:

„Der hiesige Handwerkerverein hatte im Laufe der letzten zehn Jahre oft das Vergnügen, den in weiteren Kreisen bekannten und als Volksdichter geachteten Drechslermeister Karl Weise in seinen Sitzungen zu sehen und demselben persönlich näher zu treten. Die warme Theilnahme Weise's für das vorwärtsstrebende Volksleben zog die Freundschaftsbande zwischen ihm und dem hiesigen Verein immer enger und gestattete uns tiefe Blicke in sein äußeres wie geistiges Leben. Wir lernten die Fülle seiner Gaben näher kennen und schätzen in seinen dichterischen Ar-

beiten, ganz besonders die Tiefe der Empfindung, mit der er das kleinste Vorkommniß im Familienkreise dem schlichten, geraden Menschen in lieblicher, vergeistigter Auffassung vorführt und so, durch Hebung der Anschauungsweise, Blüthen der Erkenntniß auf den dornenvollen Weg Derjenigen streut, die berufen sind, ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts zu essen."

Der Erfolg der Sammlung war der, daß im Laufe eines Jahres etwa fünfhundert Thaler zusammen kamen, die von dem Vorstande des gedachten Vereins in Verwaltung genommen wurden. Die Sammlung war zu dem ausgesprochenen Zweck veranstaltet worden, dem Dichter ein Häuschen zu verschaffen, doch war vorläufig mit jener Summe in Freyenwalde (die Grundstücke sind in diesem Orte sehr theuer) Nichts anzufangen, und den Freunden Weise's blieb die Aufgabe weiteren Sinnens und Handelns, neue Quellen zu finden, um das Fehlende herbeizuschaffen. Zunächst also lag jene Summe fest, und Weise hatte keinerlei Vortheile von derselben.

Das „Familienleben in Dichtungen" hatte in der Presse sich der besten Aufnahme zu erfreuen, namentlich eine (auch einzeln erschienene) Abtheilung des Buches: „Die Braut des Handwerkers." Wie es von Theodor Fontane in seinen „Märkischen Wanderungen" geschehen war, begrüßte die Stettiner Zeitung den Dichter als den Hans Sachs der Gegenwart. „Im modernen Gewande," heißt es daselbst, „giebt er uns neue, ergreifende Volkslieder, ohne aus den alten geschöpft zu haben; jeder Gebildete wird

sich daraus erquicken, aber den Frauen des deutschen Handwerkerstandes möchten wir die Anschaffung derselben besonders an's Herz legen."

Im „Magazin des Auslandes" schloß der geistreiche Kritiker Trauttwein von Belle seine Besprechung der Gedichte mit den Worten: „Karl Weise giebt statt hohlen Schellenklanges kräftige, mannhafte Lieder; es weht aus ihnen wie Waldaroma aus Eichenwipfeln."

Auch Berthold Auerbach, der bewährte Kenner des Volkslebens, erhob für den Dichter seine Stimme. Sein Urtheil lautete:

„In Freyenwalde lebt, im stillen bürgerlichen Fleiße schaffend, Karl Weise, ein echter Dichter des Volks, der am Schlusse seines neuesten Werkes aber doch singen konnte:

„Treu blieb die Hand dem Meißel, treu!"

Denn nur in Mußestunden hat er gesungen: „Seiner Henriette, der treuen Gattin, der liebenden Mutter," gesungen von der Braut, dem Weibe, der Wäschlade, dem Spinnrad, der Kindheit, Mägdleins Heimath, dem Greise, vom Sonntagsmorgen, vom Landleben, von Heimath und Herberge, von Krankenbetten, vom begrabenen Freunde, von der entschlafenen Mutter. „Gehe vom Häuslichen aus und verbreite dich, so gut du kannst, über die Welt" — wird in ihm zur innigsten Wahrheit."

Solche Männer mahnten, und doch blieben auch sie in Betreff Weise's Stimmen in der Wüste. Sollte der Leser erfahren, welche Anstrengungen zu Gunsten des

Dichters gemacht worden sind, er würde erstaunen über die verhältnißmäßig geringfügigen Erfolge. Wir geben uns gern edlen Empfindungen hin. Aber

> Gefühl ist Blüthenpracht,
> Trägt's keine Frucht, ist's leerer Tand!« —

Dem Schriftsteller geht die Lage des armen Collegen zu Herzen. Ich will dir beistehen, sagt er sich und — schreibt einen tiefempfundenen Artikel für den Bedrängten. Oftmals freilich paßt für den Schreiber das Wort: „Was giebt die Hand, die selber arm?“ — Und der liebe Leser? O, dessen Nerven sind gestählt. Die Zeitungen und Zeitschriften sind heut zu Tage so gefüllt mit Nachrichten, die starke Anlässe zu Gefühlserregungen geben, daß er eine Kunde über die verzweifelte Lage eines braven Handwerkers und Volksdichters schon noch mit in den Kauf nimmt, ohne Anfälle zu bekommen, thatkräftig einzugreifen.

Das Literarische Centralblatt mahnte: „Es wäre zu wünschen, daß für den in kümmerlichen Verhältnissen lebenden Dichter rechtzeitig Etwas geschähe — etwa von Seiten der Schillerstiftung —, um seiner hohen Begabung Gelegenheit zu weiterer Entfaltung zu geben. Sonst dürfte dereinst die Klage Anwendung finden, der Fr. Hoffmann in einem ähnlichen Falle Ausdruck gab:

> „Des Dichters Loos war bittre Noth,
> Sein stummer Schmerz ermahnte euch vergebens.
> So lang' er lebte, war er für euch todt,
> Doch nun er todt, freut ihr euch seines Lebens!“

„Etwa von Seiten der Schillerstiftung!“ — Nun, angegangen ist sie worden, und zwar — von den Freun-

den des Dichters — mehr als ein Mal auf das Eindringlichste; doch hat sie, während sie wohlhabenden Schriftstellern große Summen als „Ehrengaben“ darreichte, unsern Karl Weise auch nicht ein einziges Mal mit der kleinsten Summe bedacht.

2. Ein Berliner Kaufmann.

Es war im Spätsommer des Jahres 1867, als es trüber als je in Weise's Hause aussah. Namentlich steigerte sich an einem der letzten Septembertage die Noth auf's Höchste. Das siebente Kind war angekommen. Die Frau, die zu früh das Wochenbette verlassen hatte, war schwer erkrankt. Aber noch zwei Krankenbetten standen in demselben kleinen Zimmer: ein Kind lag an der Bräune, ein anderes an einem unheilbaren Gelenkübel. Weise versah das Hauswesen und besorgte die Krankenpflege. Das Geld war ausgegangen. Bis zum Nachmittag hin war der kleine Verkaufsladen leer geblieben.

Angstvoll lauschten Mann und Frau auf den Ton der Ladenklingel. Was anfangen, wenn heut nicht noch Jemand kam, der Etwas kaufte? Aber es verging eine bange Minute nach der andern, und die Klingel regte sich nicht. Wie es unter solchen Umständen in der Seele der kranken Frau, in der Seele des Mannes aussah, wird der Leser sich denken können!....

Hier nun sollte sich wieder ein Mal das alte schlichte Wort bewahrheiten: Wenn die Noth am größten ist, ist Gottes Hülfe am nächsten.

Der Helfer war da in Freyenwalde, es war ein Berliner wohlhabender Geschäftsmann. Wie gern führte ich ihn bei dem Vatersnamen an, wenn er nicht in aller Entschiedenheit von vorn herein dagegen Protest erhoben hätte. Aber ihn beim Vornamen zu nennen, ist mir nicht verboten, und so thue ich es.

Christoph hatte kurz vor seinem Ausfluge nach Freyenwalde Weise's „Braut des Handwerkers“ kennen gelernt. Der Eindruck, den die Dichtung auf ihn und auf seine Frau gemacht hatte, war ein außerordentlicher gewesen. Waren hier doch Zustände und Empfindungen in überraschender Wahrheit geschildert, die Beide aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatten! Sein Versuch, die Dichtung seiner Frau vorzulesen, war ihm in sofern mißlungen, als er mehrmals vor Thränen nicht hatte weiter lesen können. Den Dichter, hatte er geäußert, muß ich persönlich kennen lernen, sobald ich nach Freyenwalde komme. Ueber die äußeren Verhältnisse Weise's wußte er Nichts.

Den ersten Tag seines Aufenthaltes in Freyenwalde verwandte er dazu, den Seinigen die romantische Umgebung des Ortes zu zeigen. Die Familie speiste zu Mittag auf der Karlsburg. Der Nachmittag sollte auf dem Platze vor dem Bade, der Abend „In der Tanne“ verlebt werden. Als gespeist worden war und der Kaffee kam, geschah es, daß Christoph seinen Stock, der einen schönen elfenbeinernen Griff hatte, auf den Boden fallen ließ, wobei eine Verzierung abbrach.

„Väterchen,“ sagte die Frau zu Christoph, der etwas

mißmuthig darein schauete, „das hat etwas Gutes zu bedeuten!“

„Was Gutes? Das möchte ich wissen!“

„Wolltest Du nicht den Volksdichter und Drechslermeister Karl Weise besuchen? Jetzt hast Du ein Gewerbe!“ ....

„Du weißt einmal jeder Sache eine gute Seite abzugewinnen,“ erwiederte der Mann erheitert. „Es soll nun aber auch heut geschehen!“

Sie fuhren bald darauf nach der Stadt zurück. Vor Weise's Hause stieg Christoph vom Wagen. „Fahre mit den Kindern nach dem Bade,“ sagte er, „und erwarte mich dort.“

Weise hörte die Klingel. Christoph trat ein. Laden und Wohnstube waren Eins. Auf die Wohnung paßte, was Weise in seinem Gedichte „Ein Weib aus dem Volke“ von der Wohnung eines armen Webers sagt:

„Nichts von Pracht war hier zu finden,
Alles, was der Fremdling schaut,
Ist nur dürftig, doch dies Dürft'ge
Mit der Reinheit Glanz bethaut.
Schmal und niedrig war das Fenster,
Aber Blümchen sagten's drin,
Wie sich auch in niedrer Hütte
Ordnung paart mit Schönheitssinn.
Lieblich hing am kleinen Spiegel
Epheu, dicht und so erfrischt,
Als wär' sorgsam jedes Stäubchen
Jedem Blättchen abgewischt;
Weiß die Wände nur, doch keine,
Die nicht Bild und Kränzchen trug,

Und auf altargleichem Tischchen
Standen um das heil'ge Buch
Blitzend all' die trauten Gaben,
Wie sie Lieb' und Freundschaft schenkt,
Wünschend, daß einst der Empfänger
Dran des Gebers froh gedenkt.“

Karl Weise war aus dem Hinterzimmer gekommen, eine kräftige Mannesgestalt mit ernstem Gesicht. Die großen dunklen Augen sprühten Feuer, wie einst in jungen Jahren, aber aus den Zügen des Angesichts war es für den Menschenkenner deutlich zu entnehmen, daß dieser Mann der Trübsal viel zu tragen hatte.

Weise fragte den Fremden in ernster und höflicher Weise, womit er dienen könne.

Christoph reichte ihm den Stock und das abgebrochene Stück des Griffes.

Es war, als ob Weise ein wenig bleicher würde. Kaufen wollte also der Fremde Nichts; es handelte sich nur um eine Bestellung, die allenfalls morgen eine Kleinigkeit einbringen konnte. —

Dennoch behandelte er die Sache nach Gebühr und sprach sich über das Wie und Was der zu machenden Arbeit deutlich und in Kürze aus.

Ein lieblicher Kinderkopf zeigte sich in der leise aufgehenden Thür des Hinterzimmers.

„Vater!“

„Einen Augenblick!“ sagte Weise zu Christoph; „ich stehe sogleich wieder zu Diensten!“

Unserm Christoph war nach den empfangenen Ein-

drücken bereits eine Ahnung von den die Familie beherrschenden Verhältnissen aufgegangen. Weise kam, um Entschuldigung bittend, zurück.

„Thut Nichts, mein lieber Herr Weise!“ entgegnete Christoph. „Haben Sie Jemand krank?“

„Leider, ja! Meine Frau und zwei Kinder liegen darnieder.“

Christoph drückte dem Manne seine Theilnahme aus. Dann sagte er: „Lieber Herr, nun noch etwas Anderes! Ich reise übermorgen nach Berlin zurück, und da habe ich einige kleine Geschenke mitzunehmen; die möchte ich hier kaufen. Was kostet das halbe Dutzend von jenen Stöcken?“

„Einen Thaler.“

„Gut. Geben Sie her; hier ist der Thaler.“

Christoph war scheinbar ausschließlich mit den Stöcken beschäftigt; aber er bemerkte doch, wie der Lockenkopf des Mädchens wieder in die Stube lugte, wie das Mädchen auf den Wink des Vaters leise wie eine Elfe herbeikam, wie Letzterer ihr den eben empfangenen Thaler einhändigte, wie das Gesicht der Empfängerin aufleuchtete, und wie sie darauf mit wehenden Locken und doch geräuschlos wieder verschwand.

„Das langt noch nicht,“ sagte Christoph. „Ich muß noch einige Pfeifen, einige Cigarrenspitzen und außerdem einige kleine Nippsachen für Frauen haben.“

Das Lockenköpfchen wurde noch mehrmals in der Thür sichtbar. Jedesmal, wenn ein neuer Kauf von Christoph gemacht worden war, verschwand das Mädchen.

Der erste Thaler lag auf der Mutter Bett, die ihre Hände gefaltet hielt, während ihre Augen voll Thränen standen. Das Mädchen, Auguste, zeigte der Mutter jeden neuen Verkauf an.

Nun traten zwei kleinere Mädchen in die Thür. Wie die ältere Schwester, sahen auch sie säuberlich aus von Kopf zu Fuß. Christoph redete sie freundlich an und reichte ihnen die Hand entgegen. Sie kamen. „Wer hat Euch denn," fragte er sie, „da doch Euer Mütterchen krank ist, so hübsch angezogen?"

„Die Auguste!" lautete die Antwort.

Christoph zahlte nun für die zuletzt gewählten Sachen; er hatte in Summa für etwas über sieben Thaler gekauft. Er bat nun Weise, ihm sämmtliche Sachen am nächsten Vormittage mit dem Stocke zugleich nach dem Gasthofe zu senden.

Weise reichte ihm die Hand, indem er sagte: „Einen Käufer, wie Sie einer sind, wünschte ich mir oft; ich danke Ihnen recht sehr!"

„Den Dank kann ich nicht annehmen," erwiederte Christoph; „wir haben einfach Geld und Waare mit einander gewechselt."

„Sie haben aber nicht gehandelt und nicht gemäkelt; es ging das Alles so kurz und glatt ab, wie es selten in einem Laden geschieht."

„Das ist geschehen," versetzte Christoph, „weil die Preise der Waare entsprachen. Ist von Dank zwischen uns die Rede, so liegt die Sache anders: ich bin Ihnen

Dank schuldig. Ich kam mit dem Vorsatz nach Freyenwalde, dem Dichter der „Handwerkerbraut“ die Hand zu drücken und ihm in meinem und meiner Frau Namen von Herzen für den Genuß zu danken, den uns diese Dichtung bereitet hat. Die Dichtung ist in meinen Augen ein mahnender Engel — ich wünschte, jedes junge Mädchen, jede junge Frau besäße sie. Durch diese Dichtung haben Sie sich nach meinem und meiner Freunde Urtheil in die Reihe der Männer gestellt, die den Titel Volkslehrer in seiner edelsten Bedeutung verdienen.“

Christoph war warm geworden. „Ich möchte,“ sagte er, „wohl noch ein Viertelstündchen mit Ihnen plaudern, mein lieber Meister und Dichter, wenn anders die Krankheit der Ihrigen gestattet, daß Sie hier in der Stube verweilen können. Sehen Sie ein Mal zu. Geht es nicht, so komme ich wieder.“

„Ich hole die Nachbarin,“ sagte Weise; „ich stehe ganz und mit Freuden zu Ihren Diensten.“

Bis vor kurzer Zeit noch hatte Christoph von dichtenden Handwerkern Nichts hören mögen. Es hatte ihn das Leben gelegentlich mit Leuten solchen Schlages zusammengeführt, die insgesammt schlechte Dichter und schlechte Arbeiter waren, und die nur durch unausstehliche Eitelkeit sich auszeichneten. Er war auch mit keinem guten Vorurtheil an die Lectüre der Handwerkerbraut gegangen; diese Dichtung aber hatte es ihm angethan. Hier war von keiner jämmerlichen Nachahmung die Rede; nein, hier schlug der

Puls eigenen, schöpferischen Lebens, hier trat ein Hauch der Empfindung hervor, wie er nur aufsteigen kann aus einem Herzen, das in Weihestunden von den Strahlen göttlichen Lebens berührt wird.

Man redet einem echten Dichter wohl auch gern menschliche Schwächen nach; aber Ihr, die Ihr das thut, bedenkt Eines nicht. In den Schwächen steht er Euch gleich; aber steht Ihr ihm auch gleich in seinen Erhebungen?

Karl Weise unterschied sich auch in seiner ganzen Persönlichkeit von den Dichtern aus dem Handwerkerstande, die Christoph bisher kennen gelernt hatte. Er hatte in seiner ganzen Erscheinung etwas Gediegenes, Kräftiges, Würdiges, Einfaches. Ihm war die Poesie kein eitles Spiel; seine Gedichte waren die harmonischen Nachklänge edlen Lebens, edlen Empfindens.

Bald saßen die beiden Männer im trauten Gedankenverkehr bei einander, und wer eine Viertelstunde später Zeuge ihres Gespräches geworden wäre, hätte leicht auf die Vermuthung kommen können, sie seien schon seit langer Zeit nahe mit einander befreundet. Sie verstanden sich, denn auch Christoph war ein dichterisches Gemüth, wenn er gleich noch nie eine Verszeile gedichtet hatte. War doch sein ganzes Leben im Grunde genommen eine Dichtung sinnigster Art, wie der Leser noch das Nähere erfahren soll! — Es stünde schlimm um die Menschheit, wenn sie nur die Dichter hätte, die sich ihr durch den Buchdruck bekannt machen! In dem Maße ein Mensch Etwas von dem innern Wesen der Dinge schaut, und in dem Maße ihm

der Trieb und die Kraft innewohnt, neue bessere Ordnungen von Verhältnissen in's Leben zu rufen, in dem Maße ist er ein Dichter im wahren, im ursprünglichen Sinne des Wortes. In diesem Sinne hatte Christoph schon manches schöne Gedicht vollendet, und eben ward ihm der Stoff zu einer neuen Dichtung erkennbar und erregte sein Herz zu Empfindungen reinster Art.

Beide Männer schieden als Freunde. Seiner Frau hatte Christoph heut viel zu erzählen. Sie lobte ihn seines Kaufes wegen, sie kam ihm in dem Gedanken entgegen, Freyenwalde nicht zu verlassen, ohne für den Dichter noch ein Mehreres gethan zu haben. Liebe üben gegen bedrängte Mitmenschen war Beiden ein Lebensbedürfniß. Aber sie hatten sich auch schon vergriffen. Wem, der in dem Dienste der Barmherzigkeit thätig war, ist es nicht schon so ergangen?

Es giebt Wohlhabende, die nach solchen Erfahrungen sich für berechtigt halten, ihr Herz für alle Folge zu verschließen. Nun hat ihre Selbstsucht eine Ausrede für alle Fälle. — Dieser Klasse von Wohlhabenden gehörte unser Ehepaar nicht an. Liebe wollten sie, trotz mancher bitteren Erfahrungen, auch weiter üben, aber sie wollten dabei auch, so viel sie es vermochten, die Weisheit walten lassen. Sie wollten, ehe sie irgendwo eingriffen, festen Grund und Boden haben.

Christoph fühlte sich seiner Sache ziemlich sicher, aber er stimmte seiner Frau bei, die ihm rieth, zuvörderst mit einem zuverlässigen Manne Freyenwalde's zu reden.

Als einen Mann solcher Art hatte Christoph öfter schon den Oberprediger a. D. Melcher, den Vorsteher einer im besten Rufe stehenden Erziehungsanstalt, bezeichnen hören. Melcher war der Vater der beiden Studenten, die den Dichter seiner Zeit zur Herausgabe seines ersten Dichtwerkes bestimmt hatten. Diese beiden vortrefflichen jungen Männer, die sich nach kaum vollendeter Studienzeit bereits durch schriftstellerische Leistungen ausgezeichnet hatten, waren kurz hinter einander zum tiefsten Schmerz der Eltern und ihrer Freunde gestorben. Auch der, der diese Zeilen schrieb, verlor in ihnen Herzen, die ihm unvergeßlich sein werden.

Am nächsten Morgen erschien Christoph bei dem Oberprediger und trug ihm seine Sache vor. Er erzählte, wie er Weise getroffen habe, und fügte die Bitte hinzu, es möchte dem Herrn gefallen, nach seinem besten Wissen und Gewissen ein Urtheil über den Volksdichter abzugeben. Der Oberprediger, ein Mann durch und durch redlichen Characters, entsprach dieser Bitte in vollkommenster Weise.

Was Christoph vernahm, befriedigte ihn durchaus. „Sie bürgen mir also dafür," sagte er, „daß Karl Weise ein redlicher, ein fleißiger, ein sparsamer Mann, daß er ein treuer Gatte und liebevoller Vater ist!"

„Alles, was ich von ihm weiß — und meine Beobachtungen gründen sich auf eine Zeit von über ein Dutzend Jahre," — versetzte der Oberprediger, „berechtigt mich, dazu aus vollem Herzen Ja und Amen zu sagen!"

„So will ich ihm," sagte Christoph, „meine Hülfe anbieten!"

Nun ward berathen, was zu thun sich als das Zweckmäßigste erweisen möchte. Der Oberprediger ließ den ihm nahe wohnenden Weise ersuchen, auf einige Minuten zu ihm herüber zu kommen.

Weise erschien sogleich, und es erregte ihn angenehm, den Kaufmann Christoph bei Melcher zu treffen. Freundlich ward er von den beiden Männern bewillkommnet und ersucht, bei ihnen Platz zu nehmen. Er meinte, es handle sich um eine Bestellung.

Da hob der Oberprediger an: „Lieber Herr Weise, Sie haben sich in dem Herrn Christoph einen Freund erworben, der bereit ist, seiner Zuneigung zu Ihnen einen thatsächlichen Ausdruck zu geben. Ich will mich kurz fassen: Herr Christoph bietet Ihnen, dem wackern Volksdichter, eine fortgehende monatliche Unterstützung von zehn Thalern an.“

Weise zuckte zusammen; Blässe überzog sein Gesicht.

Christoph las es in dem Gesichte des Dichters, was in seiner Seele vorging. Er erkannte, daß in dem Eifer, zu helfen, ein Fehlgriff gethan worden sei.

„Lieber Herr,“ sagte jetzt Weise mit gepreßter Stimme, „ich danke Ihnen von Herzen für Ihr Gutmeinen. Aber sagen Sie mir: mache ich den Eindruck eines Invaliden? Ich fühle mich noch gesund an Leib und Seele, und so lange ich in solcher Verfassung bin, werde ich den Meinigen mit Gottes Hülfe des Lebens Nothdurft schaffen. Geht es bei allem Fleiße knapp her, nun, so will es Gott nicht anders, und wir müssen uns darein ergeben. Ich darf daher die mir in so edler Weise dargebotene Hülfe

für mich nicht in Anspruch nehmen. Aber, mein theurer Herr, Sie würden mir eine unendliche Wohlthat erweisen, wenn Sie mir sagten: Solltest Du nach Gottes Willen frühzeitig abgerufen werden, und die Deinen der Hülfe bedürfen, so werde ich ihnen die Wohlthat zuwenden, die ich Dir anbot!“

Die Stimme zitterte ihm bei den letzten Worten.

„Das will ich gern versprechen,“ erwiederte Christoph. „Hier meine Hand: ich gelobe es im Angesichte Gottes hiermit feierlich!“

Weise schauete froh erregt darein, indem er sagte: „Tausend Dank für Ihre Liebe; nun gehe ich der Zukunft mit ruhigerem Herzen entgegen!“ Die Augen standen ihm voll Thränen.

Er erhob sich. „Noch einen Augenblick, lieber Weise!“ sagte Christoph. „Die Sache genügt mir noch nicht. Sie werden von zu schweren Sorgen bedrückt, von Sorgen, die Sie nicht verschulden. Wollen Sie mir denn nicht gestatten, Etwas zu ihrer Verminderung beizutragen? Es giebt einen berechtigten und auch einen unberechtigten Stolz. Unterscheiden Sie wohl Beides! Es handelt sich um das Wohl und Weh der Ihrigen während Ihren Lebzeiten! Es kommt ferner in Betracht, daß Sie von Gott die Gabe empfangen haben, Ihre Mitmenschen durch die edle Sangeskunst zu erfreuen und sittlich zu fördern. Haben wir in der Eile vorhin das Rechte nicht gefunden, so ist's an Ihnen, uns im Finden beizustehen. Sie kennen natürlich Ihre Verhältnisse am besten; ich bitte Sie: sagen Sie frei heraus, in welcher Weise Ihnen wohl ge-

holfen werden könnte, ohne daß Sie meinen dürften, Ihrer Ehre Etwas zu vergeben. Ueberlegen Sie die Sache, und lassen Sie uns heut noch ein Mal zusammen kommen."

Es ward eine neue Zusammenkunft beim Oberprediger für den Nachmittag festgesetzt.

Nun hatte sich in den Tagen vorher Folgendes zugetragen. Es war unserm Karl Weise von dem Berliner Opernsänger F....e, der ihm ebenfalls sehr zugethan war, die Mittheilung gemacht worden, ein ihm wohlbekanntes hübsches Haus mit schönem Vorder- und noch schönerem Hintergarten solle für den Preis von fünftausend Thalern sofort verkauft werden. Der wohlmeinende Freund hatte hinzugesetzt, Weise solle doch ein Mal zusehen, ob er nicht mit einer Anzahlung von fünfhundert Thalern — so viel sei ja für den Zweck, ihm zu einem eigenen Hause zu verhelfen, gesammelt worden — Besitzer jenes Hauses werden könne. Weise vernahm aber alsbald auch von einer andern Seite, daß nur eine Hypothek von tausend Thalern auf dem Hause stehen bleiben, das übrige Geld gleich baar ausgezahlt werden sollte. Schon damit hatte die Sache bei Weise ihre Erledigung gefunden, abgesehen von dem Bedenken, mit einer verhältnißmäßig so geringen Anzahlung ein Haus zu übernehmen.

Jetzt trat ihm diese Angelegenheit wieder vor die Seele.

Pünktlich, wie verabredet worden war, erschienen Christoph und Weise bei Melchér.

„Nun, Freund Weise," sagte Christoph, „haben Sie Etwas gefunden?"

„Ich wüßte wohl Etwas, aber ....“

„Reden Sie! Kann ich, so erfülle ich Ihre Wünsche: der gute Wille ist da!“

Es ward unserm Volksdichter schwer, von dem ihm empfohlenen Kaufe zu reden. Endlich aber kam er doch damit hervor. „Mit den fünfhundert Thalern, die mir der Handwerkerstand als eine Ehrengabe angeboten hat,“ sagte er, „läßt sich in dieser Sache Nichts machen. Bekäme ich Hypotheken, und zwar mit der Bedingung, daß sie mir nicht in zu naher Zeit gekündigt würden, so dürfte ich hoffen aufzukommen. Das Haus hat fünf Wohnungen; vier derselben könnte ich zur Sommerzeit an Badegäste vermiethen. Bei mäßiger Veranschlagung brächte mir das mehr, als die Zinsen der Hypotheken betrügen, und überdies wohnte ich frei und hätte die Nutznießung eines ziemlich großen Obst- und Gemüsegartens.“

„Eintausend Thaler erkläre ich mich bereit mit anzuzahlen,“ sagte Christoph; „Ihre fünfhundert Thaler dazu — macht fünfzehnhundert Thaler. Ich würde mit der letzten Hypothek zufrieden sein. Es kommt nun auf einen Versuch an, den Verkäufer zu bestimmen, daß er sich mit einer Anzahlung von ein und ein halb Tausend Thalern zufrieden erklärt.“

„Leider muß ich bemerken,“ versetzte der Oberprediger, „daß der letztbezeichnete Versuch ein vergebener sein würde. Der Verkäufer ist in der Lage, Geld schaffen zu müssen. Eher würde er sich, empfinge er möglichst bald das Ange-

bot baarer Zahlung, dazu entschließen, Etwas von der Kaufsumme abzulassen.“

„Nun dann, Herr Oberprediger,“ sagte Christoph, „so helfen Sie noch einige Leute suchen, die auch noch Etwas thun. Hier in Freyenwalde lebt ja so mancher reiche Pensionär. Zu verlieren ist ja Nichts, zumal ich, wie bemerkt, die letzte Hypothek zu nehmen bereit bin.“

Der Oberprediger versprach, an demselben Tage noch brieflich und persönlich bei einer Zahl von wohlhabenden Leuten anzufragen und auf sofortigen Entscheid hinzuwirken.

„Thun Sie, was Sie können, mein lieber Herr Oberprediger,“ sagte Christoph; „meine Geschäfte rufen mich dringend nach Berlin, so daß ich kaum länger als bis morgen Mittag hier werde verweilen können.“

Der Leser wird es ermessen, mit welchen Empfindungen Weise in seine Wohnung zurückkehrte. Er sagte seinem treuen Weibe, die heut etwas wohler war, Nichts von der Sache. Manches Ueble — dies war so seine Art — ertrug und verwürgte er allein; mit dem Erregen von Hoffnungen in den Seelen Derer, die er liebte, sah er sich eben so vor. Er war gestählt, er fand sich eher darein, Hoffnungen, die vor ihm aufgestiegen waren, wieder hinschwinden zu sehen; Andere verschonte er gern mit Hoffnungen, die Täuschungen im Gefolge haben konnten.

Schon in früher Morgenstunde am nächsten Tage kam Christoph zu ihm.

„So geht's in der Welt, mein lieber Herr Weise,“

sagte er: „Freunde in der Noth gehen eintausend auf ein Loth!“ — Keiner Derer, bei denen Herr Melcher angeklopft hat, will Etwas thun. Eine Antwort gleicht der andern auf ein Haar: Bedaure sehr! bedaure sehr! — Doch wir wollen davon nicht weiter reden. Wie geht's mit Ihren Kranken?“

„Ein gut Theil besser!“

„Nun, so möchte ich sagen: Begleiten Sie mich; lassen Sie uns das Grundstück ein Mal in Augenschein nehmen!“

Christoph hatte durch die Erweiterung seines Geschäfts in letzter Zeit bedeutende Ausgaben gehabt, so daß ihm in der That für den Augenblick nicht mehr als tausend Thaler zu einer besondern Verwendung zu Gebote standen. Und doch war er mit der Hoffnung gekommen, es werde sich der Kauf zu Stande bringen lassen. „Väterchen,“ hatte seine brave Frau zu ihm am Abende gesagt, „wenn es nicht anders geht, dann telegraphirst Du an meinen Bruder, und an den und an den; dann kommt doch wohl das Geld zusammen!“ — Das war es, was ihm wieder frischen Muth gemacht hatte.

Glücklich der Mann, der eine Frau besitzt, die, wenn es sich für ihn um fromme und rechtschaffene Bestrebungen handelt, sich des Namens „Gefährtin“ würdig erweist, indem sie theilnahmsvoll mitdenkt, mitfühlt, mithandelt!

Nachdem Christoph in Begleitung Weise's das Grundstück genau in Augenschein genommen hatte, sagte er sich: Unser braver Volksdichter soll und muß hier Eigenthümer werden!

Vor der Wohnung Melcher's trennten sich Beide; Christoph ging zu Melcher. „Suchen Sie, lieber Herr Oberprediger," sagte er, „den Käufer zu vermögen, daß er uns einen etwas billigeren Preis stellt; ich werde sofort in Berlin telegraphisch anfragen, ob noch etwas Geld zu haben ist."

Acht Stunden später ward Weise wieder zum Oberprediger, bei dem sich Christoph befand, gerufen. Schon der Empfang mußte ihm sagen, er werde etwas Freudiges zu vernehmen haben. In frohbewegter Stimmung, wie sie nur das Bewußtsein, edel zu handeln, in dem Menschen erweckt, sagte Christoph:

„Ich habe das Haus gekauft für die Summe von viertausendfünfhundert Thalern. Sie sind Eigenthümer, sind als solcher in dem Dokument verzeichnet. Das von mir gezahlte Geld habe ich mit der Bestimmung eintragen lassen, daß es Ihnen vor zehn Jahren nicht gekündigt werden darf. Die Zahlung der für Sie gesammelten fünfhundert Thaler ist mit eingerechnet worden. Nehmen Sie, mein lieber Weise, hiermit das Dokument an sich, und nun wünsche ich, daß Ihnen der liebe Gott seinen Segen in Ihrem Hause geben möge!"

Er drückte dem Ueberraschten die Hand und küßte ihn. Der Oberprediger that ein Gleiches. Weise wußte kaum, was mit ihm geschah. Er hielt den Kauf-Kontrakt, der ihn unter höchst günstigen Umständen zum Eigenthümer eines hübschen Hauses machte, in Händen. Er hatte es nicht mit einem schönen Traum, er hatte es mit einer

schönen Wirklichkeit zu thun. In zehn Jahren keine Kündigung der Hypothek möglich! — Bis dahin konnte ja, — Freyenwalde, das durch die kürzlich zu Stande gekommene Eisenbahnverbindung mit Berlin so zu sagen eine Vorstadt Berlins geworden ist, ist in einem lebhaften Aufblühen begriffen — das Grundstück um das Doppelte an Werth gewinnen! — Sofort machten sich in Weise die Empfindungen des Dichters geltend. Aus einem finsteren Abgrunde, aus dem schon seit langer Zeit kein Emporklimmen möglich schien, und in dem er die theuren Seinen hatte hinschmachten sehen, bot sich ihm plötzlich durch die Liebe eines Mannes, den er seit zwei Tagen erst kannte, ein Pfad in eine liebliche Aue voll wogender Saaten, voll Sonnenschein und Lerchengesang. Die starre Felswand, die ihn mit den Seinen umschlossen, war geöffnet; nicht ein Mensch, ein Engel stand an der Pforte, ein Engel, den ihm Gott gesandt hatte! Er sah sein Weib, das mit Ergebung seltener Art alles Schwere die lange und bange Zeit hindurch getragen, in dem schönen Hause beseligt walten, — er sah seine herzigen Kinder in dem anmuthigen Garten .... Thränen drängten sich in seine Augen. Zu reden vermochte er nicht; aber er ergriff Christoph's Hand, er führte sie empor, als wollte er sie küssen.

Erschreckt zog Christoph seine Hand zurück. Dann ergriff er Weise bei beiden Händen, indem er sagte: „Aber, liebster Meister, liebster Freund Weise! kommen Sie doch zu sich! ich bitte Sie: was ist denn Großes geschehen? Ich habe einige Tausend und einige Hundert Thaler auf das Haus

gelegt, bin hypothekarisch gesichert und erhalte meinen Zins. Sagen Sie mir um des Himmels willen, was dabei Besonderes ist? Was ich gethan habe, schädigt mich materiell nicht im mindesten; daß es Ihnen zu statten kommt, erfreut mich von Herzen!“

So mühete sich Christoph, seiner hülfreichen That den Anschein eines gewöhnlichen Geschäfts zu geben. Die näher in seine Verhältnisse eingeweiht waren, wußten aber wohl, daß er allerdings Opfer brachte, da er das Geld seinem Geschäft entzog, in dem es sich ganz anders verwerthet hätte, als es auf dem Grundstücke des Volksdichters möglich war.

Und was that er noch Alles, als der Dichter einige Wochen später mit seiner Familie in das Haus gezogen war! Und in wie zarter Weise spendete er — immer mit Zustimmung seiner „Herzmutter“, wie er seine treue Gefährtin am liebsten nannte, — seine Hülfe! — Wie oft hieß es: „Da habe ich Dies und Das in Berlin, das mir nach dem Umbau und Umzug überflüssig geworden ist; Kinder, thut mir die Liebe und nehmt mir's ab! — Ich schicke es!“ — Und wunderbar, gerade solche Stücke, wie Weise sie brauchte, standen der Familie Christoph's in Berlin im Wege! Wie der Zufall spielt! — Und wenn dann von Weise's Seite gesagt ward, das seien ja neue und nicht alte Stücke, dann ward vom „Aufarbeiten“ geredet, in welcher Kunst man es in Berlin so erstaunlich weit gebracht habe. — Endlich begehrte Christoph auch eine Wohnung von Weise für die Zeit des nächsten Sommers

„und auch für weiterhin“ zu miethen. Natürlich wurde eine solche ihm von Weise „miethsfrei“ angeboten; ebenso natürlich aber ist's, daß von Seiten Christoph's die Annahme eines solchen Angebots verweigert ward. Schließlich sagte Christoph: er thue es nicht anders, als wenn für die Wohnung die Jahreszinsen als Miethe gerechnet würden. Das gab nun ein Zanken und Handeln, bis Weise auf die Drohung Christoph's hin, im Falle der Ablehnung nie wieder die Schwelle des Hauses betreten zu wollen, stillschweigend nachgab, so daß er also Zinsen an Christoph nicht zu zahlen hatte. —

Bald prangte das Haus — äußerlich wie innerlich — in erneuerter Gestalt. Wahrlich, Christoph gehört der wenig zahlreichen Klasse von Menschen an, von denen Karl Beck sagt:

„Ihr streuet aus den goldnen Segen,
Dem Dürftigen den Grund zu legen,
Auf dem er bauen kann.
Ihr sprechet: Nimm des Freundes Gabe,
Bis dir der Fleiß ein beßres Habe
Für Weib und Kind gewann,
Nimm, daß du dir den Frieden gönnest,
Nimm, daß du gut verbleiben könnest,
Ein Bürger und ein Mann!“ —

Kehren wir zurück zu dem Tage, an welchem Karl Weise, indem Christoph den Kauf-Contract in seine Hände legte, plötzlich Eigenthümer eines schönen Grundstücks wurde.

Der Phantasie des Lesers bleibe es überlassen, sich auszumalen, mit welchen Empfindungen er in seine Wohnung zurückkehrte, und in welcher Weise er seiner Gattin

Mittheilung von dem Geschehenen machte. Nun durfte er reden, ohne fürchten zu müssen, daß erregte Hoffnungen wieder in Nichts verfallen könnten.

Ich hatte natürlich keine Ahnung von dem Allen. An demselben Tage, an dem Weise Eigenthümer ward, war jener liebenswürdige Mann bei mir, der ihn auf das Haus aufmerksam gemacht hatte. Er sagte mir, mit Weise's Verhältnissen stehe es übler als je! — Tags darauf empfing ich einen Brief von Weise, in welchem er mir Kenntniß von dem ganzen Vorgange gab. Ich konnte nicht anders, ich schrieb sofort an den inzwischen nach Berlin zurückgekehrten Wohlthäter meines Freundes. Namentlich betonte ich ein Zweifaches. Ich sagte: Weise sei mit seiner Familie in der Lage jenes Zöllners gewesen, den uns Bürger in seiner ergreifenden Ballade „Der brave Mann" vorgeführt habe. Für die Situation, in der er sich befunden, habe das Wort gepaßt:

„Schon nahet der Mitte der Umsturz sich;
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!"

Es sei aber durch den edlen Menschenfreund mehr vollbracht worden, als die Rettung einer braven Familie. In Weise ringe sich ein Zweig edelster Volksdichtung zu Tage. Diesen Zweig zu pflegen, sei nach meinem Dafürhalten von höchster Wichtigkeit. Dem Dichterwort entsprechend,

„Der Mensch lebt nicht von Brot allein,
Das Herz will auch gespeiset sein,"

sei die sittliche Erhebung der arbeitenden Klassen doch mindestens eben so wichtig, wie alles Dasjenige, was

die Verbesserung der ökonomischen Verhältnisse jener Klassen betreffe. Eines fördere das Andere. Die Bedeutung Karl Weise's stehe nach meinem Bedünken der von Schulze-Delitzsch nicht nach. Aus diesem Grunde, schloß ich, sei jeder wahre Freund des Volkes dem Wohlthäter Weise's zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

Dies Schreiben bewirkte, daß ich einen Besuch von dem Herrn Christoph empfing, und mir auf diese Art Gelegenheit ward, den edlen Mann persönlich kennen zu lernen. Auch mir gegenüber suchte er das Geschehene in ein unscheinbares Gewand zu hüllen. Er beklagte es mit mir, daß der Handwerkerstand den aus seiner Mitte hervorgegangenen begabten Dichter nicht längst kräftigst unterstützt hatte. Doch wir ließen weiterhin in unserem Gespräch Das, was der Vergangenheit angehört, unberührt und wandten uns mit Hoffnung der Zukunft zu. Unser gemeinsamer Entschluß ging dahin, nach besten Kräften für die Verbreitung der Dichtungen Weise's zu wirken. Wie viele Exemplare der Gedichte sind seit jener Zeit schon von Christoph — als Geschenke — in das Publikum gestreut worden!

Inzwischen ist (in Berlin bei Albert Goldschmidt) eine billige Ausgabe des „Familienleben in Dichtungen von Karl Weise“ erschienen. Möge der Leser sich geneigt finden lassen, sich ein eigenes Urtheil über dies Buch zu bilden, und möge er erwägen, ob es wohlgethan sei, dasselbe im Volke möglichst zu verbreiten! — Möge endlich der edle Wohlthäter mir verzeihen, daß ich ein Wenig aus der Schule

geplaudert habe. Ich habe seinen Vatersnamen verschwiegen, und wer ihn an dem Vornamen erräth, hat wohl auch von der dargestellten Sache anderweitig vernommen. Allem aber geht vor: Heilsames nach Kräften zu fördern; durch Vorführung edler Beispiele in verwandten Gemüthern den Sinn für Edles zu wecken! —

3. Handwerker und Kaufmann.

Der Gedanke, den ich am Schluß des vorigen Abschnitts ausgesprochen habe, bestimmt mich, meinen Lesern auch noch Einiges aus dem Leben des Kaufmanns Christoph mitzutheilen. Wozu erträumte Geschichten erzählen, da doch die Wirklichkeit so reiche Stoffe darbietet!

Die Angelegenheiten Weise's führten mich öfter noch mit Herrn Christoph zusammen, und das Leben und Treiben unsers Volksdichters war dann zumeist der Gegenstand unserer Gespräche. Aus beiläufigen Aeußerungen des Herrn Christoph entnahm ich, daß auch er bittere Tage und Jahre durchlebt hat. Dies reizte mich, ihm die Bitte vorzutragen, es möge ihm gefallen, mir ein Mal ein Bild seines Lebensganges zu geben. Er erklärte sich bereit, meinem Wunsche zu willfahren, und als wir an einem Abende traulich bei einander saßen, hob er also an:

„Mein lieber Herr, ich gehöre zu den Leuten, die sich aus tiefer Armuth emporgearbeitet haben. Gelungen ist mir dies dadurch, daß ich den lieben Gott stets habe meinen Vormund sein lassen. Vielleicht wundern Sie sich im

ersten Augenblick über diesen Ausspruch; der Verfolg meiner Geschichte aber wird ergeben, daß ich berechtigt bin, ihn zu thun; wenigstens werden Sie die Empfindung würdigen, der er entstammt. So viel ist gewiß: es ist mir dieser Ausspruch seit jungen Jahren unzählige Male in meine Seele gekommen, — ich kann's nicht ändern. Doch ich will nun gebührendermaßen „beim Anfange anfangen!"

„Ich bin gebürtig aus dem Anhaltischen. Mein Vater war auf einem Gute Braumeister, und es ging uns nicht übel. Früh starb mir meine Mutter; Jahr und Tag später bekam ich eine Stiefmutter. Meiner rechten Mutter kann ich mich nicht erinnern; von meiner Stiefmutter kann ich nur sagen, daß sie zu den vortrefflichsten Frauen gehörte, die mir je im Leben vorgekommen sind. Ich war zehn Jahre alt, da starb mir der Vater. Nun mußte meine Mutter mit ihren fünf Kindern in ihr Heimathsdorf wandern. Die Männer wurden zusammen gerufen, und man berieth in unserm Beisein, ob man uns aufnehmen wolle. Es war Neigung dazu nicht vorhanden. Harte Worte fielen, und noch sehe ich im Geist eine Reihe von starren Gesichtern, in denen sich kein Zug von Mitleid regte. Endlich ward einem reichen Bauer gesagt, er habe ja eine leere Stube, die möge er uns überlassen. Er schlug es mit strengen Worten ab. Meine Mutter — ich nenne sie nicht Stiefmutter, da sie mir stets war, was nur eine rechte Mutter ihrem Kinde sein kann, — brach in Thränen aus; ich weinte mit ihr. Da erhob sich ein

armer Schneider und sagte, er wolle uns eine Stube einräumen. So kamen wir unter Dach und Fach.

„Wie es meine brave Mutter schaffte, um fünf Kinder täglich satt zu machen, begreife ich heut noch nicht.

„Die Dorfschule, die ich besuchte, war äußerst mangelhaft. Als ich das Multipliciren inne hatte und das Dividiren zu lernen begehrte, sagte der Schulmeister: „Was soll Dir dies? Meinst Du denn, daß Du jemals im Leben das Dividiren nöthig haben wirst? Dafür kannst Du mir lieber helfen den Kleinen das A-B-C beibringen!“ Also geschah es, und ich lernte von dem Schulmeister nicht das Dividiren.

„Der Prediger des Dorfes war ein herzensguter Mann, der Erbarmen mit uns hatte. Oftmals, wenn ich des Morgens an seinem Hause vorbei ging, und er mich vom Fenster aus bemerkte, rief er mich in das Haus, und ich empfing ein zusammengelegtes Butterbrot von ihm. Gelegentlich reichte er uns Kindern auch ein Beutelchen Korn über den hinteren Zaun seines Gartens; seine Frau durfte das nicht sehen.

„Als ich vierzehn Jahre alt geworden war, wurde ich eingesegnet, und da hieß es: „Nun, Christoph, gehe nach Berlin und siehe zu, daß Du dort einen Meister findest!“ — Meine Absicht war, das Schneiderhandwerk zu erlernen. Der Prediger schenkte mir einen halben Thaler Reisegeld. Ein Viergroschenstück gab ich der Mutter; mit einem Achtgroschenstück hatte ich demnach meine Reise von zwanzig und einigen Meilen zu machen. — Aber wie die mächtige

Stadt finden, die mir in wunderlicher Gestalt vor der Seele stand? Ein Mann aus dem Dorfe fuhr Waaren nach Berlin. Da hieß es: „Lauf nur nebenher, da kommst Du endlich nach Berlin!“

„Der Abschied von der Mutter und den Geschwistern fiel mir ungemein schwer; aber der Gedanke, ein Handwerk zu erlernen und mir dann mein Brot verdienen zu können, tröstete mich wieder. Ich hatte ein Mal einen hübschen jungen Menschen in schönen Kleidern in unserer Kirche gesehen. Es war ein Schneidergeselle aus einem nahen Dorfe. So hoffte ich einst wiederzukommen und mir den Beifall und die Bewunderung aller Leute im Dorfe zu erwerben.

„Mit dem beladenen Fuhrwerk ging es nur langsam vorwärts; der Fuhrmann setzte sich bisweilen vorn auf, ich mußte stets daneben gehen.

„Am vierten Tage zeigte es uns der Meilenstein an, daß wir nur noch eine Meile von Berlin entfernt waren. Es war ein heißer Tag. Ich hatte mir meine Füße auf der steinigten Chaussee blutig gelaufen; ich wußte nicht mehr, wie ich treten sollte. Der Fuhrmann saß auf. Ich sah ihn oft an; er hatte aber kein Erbarmen mit mir. Ein Mal nur sagte er: „Es ist nicht mehr weit!“ — Meine Kraft aber war erschöpft; die Füße brannten mir wie Feuer. Ich setzte mich zur Seite auf den Rasen. Das that mir wohl; aber ich mußte darnach wieder um so schneller nacheilen. Das wiederholte ich mehre Male unter bitteren Thränen. Endlich trieb die Verzweiflung mich, hinten auf

die Schoßkelle des Wagens zu klettern, die sehr hoch war. Es war mir wohl, wie im Himmel. Aber schon hatte der Fuhrmann bemerkt, was geschehen. Plötzlich erhob er sich und knallte mit seiner Lederpeitsche mit aller Gewalt um meine bloßen wunden Beine. Vor Schmerz fuhr ich mit einem Aufschrei empor und stürzte rücklings von oben herab auf die harte Chaussee. Ein Wunder, daß ich mir nicht das Genick brach! Als der Fuhrmann ein Stück weiter gefahren war, hielt er an, beugte sich zur Seite und sah nach mir. Ich hinkte weinend nach, er fuhr weiter. Nun kam das Berliner Pflaster. Es war ein Höllengang bis weit in die Stadt hinein. Endlich war die Ausspannung in der Roßstraße erreicht; ich kroch in einen Winkel der Gaststube und sank in eine ohnmacht-ähnliche Erstarrung.

„Am nächsten Morgen forderte mir der Hausknecht für Streulager und ein wenig Kaffee sechs Dreier ab. Meine ganze Baarschaft bestand noch in einem Groschen. In meiner Heimath wird bei kleinen Summen nach Pfennigen gerechnet, da hätte es geheißen: achtzehn Pfennige! Die Forderung „sechs Dreier" war mir ungewöhnlich, sie verwirrte mich, und ich reichte einen Dreier hin. Ich wurde eines Bessern belehrt und sah nun, daß mir sechs Pfennige fehlten. Da bot ich mein Bündelchen als Pfand an, indem ich hinzufügte, ich wolle mir die fehlenden sechs Pfennige von meinem älteren Bruder holen, der hier in Berlin bei einem Bäcker in der Lehre stehe. Das ward angenommen und gelangte auch zur Ausführung.

„Nun galt es für meinen Bruder, mir alsbald einen Lehrherrn zu verschaffen. Anfragen in der Nähe führten nicht zum Ziele. Da vernahm mein Bruder von einem Manne, daß ein in der Dorotheenstraße wohnender Schneider einen Jungen begehre, den er während der Lehrzeit auch zu kleiden sich verpflichten wolle. Einen solchen Meister gerade suchten wir. Schade nur, daß uns für das Ansagen jener Stelle ein Thaler abgefordert wurde! So viel hatte mein Bruder nicht. Am nächsten Morgen wußte er Rath. Er hatte Brot auszufahren. Der Braune am kleinen Wagen wurde heut etwas schärfer angetrieben; ich, der ich die Fahrt mitmachte, stand dem Bruder beim Abladen der Brote rüstig bei, und so gewannen wir ein gut Stück Zeit, um in der Dorotheenstraße — wir begannen bei Nummer Eins am Festungsgraben — Haus bei Haus zu fragen, ob ein Schneider daselbst wohne, und, wenn die Frage bejaht wurde, dem Meister unser Anliegen vorzutragen. Wir waren bereits von einer ziemlichen Zahl von Meistern abgewiesen worden, und ich verzagte schon, als es bei einer neuen Anfrage hieß: „Ja wohl, hier wird ein Lehrling gebraucht.“ Auch damit, daß mir von Hause aus eine Unterstützung nicht zu Theil werden könne, war der Meister einverstanden; er verpflichtete sich, mich zu nähren und zu kleiden.

„Wer war froher als ich! Ich hatte einen Platz in Berlin gefunden, von dem aus ich, wie ich mir sagte, einst als schmucker Geselle würde in die Welt gehen können! Wie der Platz war, was kümmerte das mich! —

Ich war beseligt, wie Jakob, als er im Traume die Himmelsleiter vor sich sah.

„Aber meine freudige Empfindung sollte bald schwer verdüstert werden. Ich hatte seit meines Vaters Tode bittere Tage zu verleben gehabt, aber sie waren golden gewesen gegen die, die mir bei meinem Lehrherrn bevorstanden. Ich wurde mehr mit häuslichen und mit Feldarbeiten (mein Meister besaß ein Stück Acker vor dem Thore) als in der Schneiderwerkstätte beschäftigt; ich war Schneiderlehrling, aber nebenher — der Arbeit nach — was man in Berlin „ein Mädchen für Alles“ nennt. Es gab keine Arbeit in Küche, Keller, auf dem Boden, in den Stuben und Kammern, auf dem Hofe u. s. w., die mir nicht aufgebürdet ward. Ich mußte Holz hacken, Wasser tragen, die Stuben fegen und scheuern, die Fenster poliren, Stiefeln putzen, Holz und Torf auf den Boden tragen, Oefen heizen u. s. w. u. s. w. Wo ein Schade durch Anderer Schuld geschehen war, — ich war der Uebelthäter gewesen, ich mußte es ausbaden! Dabei aber sollte doch meine Geschicklichkeit am Schneidertische so fortschreiten, als ob ich immer an ihn gefesselt sei.

„Mein Bett stand unter dem Dache am Schornstein. In den heißen Zeiten des Sommers war es zur Nachtzeit unter den Dachsteinen fast zum Ersticken; ärger aber war es doch noch im Winter. Ich lag auf Erbsstroh, das jährlich zwei Mal erneuert ward. Wie oft starrte mir, wenn ich des Morgens aufwachte, die Decke vor dem Munde von Eis! Das Dach war schadhaft, feiner Schnee drang

durch. Vielmals war mein erster Tritt aus dem Bette in einen Schneehaufen hinein.

„Ich will der Verweichlichung des jungen Volkes nicht im entferntesten das Wort reden; aber, glauben Sie es mir, Tausende von jungen Menschen in Lagen, wie die war, in der ich mich befand, werden wahrhaft unmenschlich behandelt. Wem sollte ich meine Noth klagen? Von meiner Mutter war ich weit entfernt; mein Bruder, den ich selten, etwa auf der Straße ein Mal sah, hatte selbst sein Päckchen zu tragen. Es war also kein Mensch für mich da, bei dem ich hätte Schutz suchen können. Ein Schuhmacherlehrling, der nebenan wohnte, und mit dem ich bisweilen ein Wort wechselte, ließ ein Mal das Wort fallen, ich würde ja doch wohl einen Vormund hier in Berlin haben, an den ich mich wenden könne. An diese Aeußerung dachte ich öfter, wenn ich des Abends in meinen dunklen Verschlag kroch. Und als ich ein Mal auf meinem Lager in meiner Bedrängniß bitterlich weinte, da rief ich mit gefalteten Händen: Ach du lieber Gott, sei du mein Vormund und stehe du mir bei! — Und, sehen Sie, lieber Freund! dieser Gedanke hat mich, wie ich Ihnen schon ein Mal sagte, nicht verlassen, er hat mich mein Leben hindurch begleitet. Dieser Gedanke ist mir auch je länger, je mehr von größerer und tieferer Bedeutung geworden. Was würde dir dein Vormund hier rathen zu thun? — Bei wie vielen Veranlassungen habe ich mir diese Frage vorgelegt! Und wenn ich sie mir vorlegte, erfolgte auch die richtige Antwort; und wahrlich, so oft

ich ihr gemäß handelte, so oft gereichte es mir auch zum Heil! —

„Mein Meister hatte drei möblirte Zimmer zu vermiethen, die fast immer besetzt waren und ihm einen schönen Thaler Geld einbrachten. Miethete ein Herr, so fragte ihn mein Meister, ob er einen Stiefelputzer und Kleiderreiniger zu haben wünsche; und wenn er es bejahte, so hieß es: „Ich werde Ihnen einen besorgen, der Preis ist monatlich einen Thaler!“

„Sie werden errathen, wem die Arbeit zufiel? Mir! Und das Geld? Dem Meister.

„Aber es wohnten zumeist wohlhabende und gutherzige Herren bei uns, von denen ich manches Geldstück als Biergeld empfing. Es gab neben der Arbeit des Reinigens der Stiefeln und Kleider doch auch hier und da eine kleine Besorgung, die extra bezahlt ward. In der Regel wohnten Studirende bei uns. Beim Beginn der Ferien hatte ich für Einen und den Andern Koffer u. s. w. nach dem Posthofe zu karren, wofür mir dann Etwas eingehändigt wurde.

„Ein heut berühmter Volksmann, Schulze-Delitzsch, wohnte auch längere Zeit bei uns, und ich habe redlich dafür gesorgt, daß er auf einem — blanken Fuße lebte und in seinen Kleidern tadellos einherging. Er mußte das wohl auch erkennen, denn er bedachte mich bei entsprechenden Veranlassungen jederzeit reichlich. Ein Mal aber hatte ich das Nachsehen. Es war zur Winterszeit, als er sich rüstete, nach Hause zu reisen. Ich hatte beim Einpacken der Sachen zu helfen, hatte Koffer und Handtasche hinunter

zu tragen und mußte auch einen Schlitten herbei holen. Herr Schulze stieg ein, der Schlitten jagte davon — ich ging leer aus. Acht Tage später klingelte es bei uns. Ich öffnete. Ein Herr fragte nach dem Lehrling Christoph. „Ich bin's!“ „Hier,“ sagte er, „habe ich Dir von meinem Bruder, der mir geschrieben hat, ein kleines Biergeld zu übergeben; er hatte in der Eile vergessen, es Dir einzuhändigen.“ Ich empfing einen blanken Thaler. Der Bruder von Schulze-Delitzsch war damals Gehülfe in einer hiesigen Apotheke.

„Eines werden Sie mir kaum glauben, und doch ist es buchstäblich so: Ich habe von den empfangenen Biergeldern niemals auch nur einen einzigen Pfennig für mich verwandt. Es ist mir nie eingefallen, obgleich ich oft großen Hunger hatte, mir auch nur einen Salzkuchen zu kaufen, geschweige denn eine Näscherei. Waren einige Thaler voll, so gingen sie an meine Mutter. Das gab mir Der ein, den ich mir zum Vormunde erkoren hatte. — Wie wohl that es mir dann aber auch, wenn einige Zeilen von meiner Mutter in meine Hände gelangten, wenn sie mich segnete, wenn sie mir sagte, Gott werde mir das vergelten! Dann war mein Inneres erleuchtet, ich fühlte mich beseligt. So wirkte diese gute Frau auch in der Ferne auf mich.

„Da in der Regel drei unserer Zimmer von Fremden besetzt waren, und die Familie des Meisters zwei heizbare Zimmer inne hatte, war zur Winterszeit der Holzverbrauch sehr stark. Es wurde wieder ein Mal Holz angefahren. Wie stets, hatte ich das vor der Thür gespaltene Holz auf den

obersten Boden zu tragen. Mein Meister verfuhr — ob wissentlich oder unwissentlich, bleibe dahin gestellt — nach dem verabscheuungswürdigen Grundsatze Napoleon des Ersten: Man muß von den Untergebenen das Unmögliche verlangen, damit sie das Mögliche thun. Es war schon spät am Nachmittage, als ich angeherrscht wurde: „Das Holz muß noch vor Abend hinauf, rühr' Dich!" — Da ich in Bezug auf die bezeichnete Arbeit schon einen Maßstab gewonnen hatte, erkannte ich sofort, daß, wollte ich die mir gestellte Aufgabe lösen, ich die Trage bedeutend mehr als sonst beladen müsse. Es war ein Stück Arbeit auf Leben und Tod. Als ich die letzte Last auf dem Boden hatte, sank ich zusammen und blieb eine Weile liegen. Die gellende Stimme der Meisterin brachte mich wieder auf die Beine. Nun erst ward mir mein schmales Abendbrot gereicht. Ich konnte Nichts essen. Aber wie Musik klang es mir, als die Meisterin mir unholden Blickes sagte, ich solle mich „in's Nest scheren!" —

„Eine ledige Frauensperson von etwa dreißig Jahren, von Allen im Hause die alte Jungfer genannt, die von dem Meister häufig mit Näharbeit beschäftigt ward, wohnte in einem armseligen Dachkämmerchen, das ihr von meinen Meisterleuten unter der Bedingung vermiethet worden war, mir früh und Abends den Durchgang zu gestatten, da ein anderer Weg nach und von meinem Schlafraume nicht vorhanden war. Es war eine brave, redliche Person, die in diesem Hause auch ihr Brot mit Thränen aß.

„Als ich nun am heutigen Abende durch ihr Kämmer-

chen schlich und ihr wohl sehr kleinlaut eine gute Nacht wünschen mochte, schauete sie auf von ihrem Nähzeuge und fragte mich theilnehmend, weshalb ich so gebückt gehe? Ich antwortete: „Es ist von dem Holztragen, der Rücken brennt mir wie Feuer.“

„Warte doch ein Mal, Christoph,“ sagte sie, nahm ihre kleine Lampe, trat herzu und zog mir — ich hatte keine Jacke an — den Hemdkragen im Nacken zurück. „Du mein Gott!“ rief sie voll Mitleid, „wie sieht der Rücken aus! Du armer Junge!“ —

„Wie that mir das wohl, daß mich doch ein Mensch bemitleidete! —

„Sie that aber noch mehr. „Da, Christophchen,“ sagte sie, „da hast Du einen Dreier, und nun nimm die Obertasse und hole dafür vom Kaufmann Franzbranntwein, ich werde Dir die Geschwulst einreiben. Aber nein, sie könnten's unten merken, und Du bist auch zu elend; so setze Dich nur, ich werde selbst gehen.“ Und weg war sie.

„Bald kam sie wieder und that, wie sie gesagt hatte. Ich habe an demselben Abende auf meinem Lager Gott so recht aus Herzensgrunde gebeten, er wolle es der barmherzigen Samariterin noch wohl ergehen lassen, und — ich will dies sogleich hier hinzufügen — Gott hat mein Gebet erhört, ja, er hat mich zum Werkzeuge gemacht, durch das er die brave Person der Noth entriß, in die sie später, als sie durch Ueberanstrengung elend geworden war, gerieth. Sie ist jetzt alt und wohlbetaget, sie wohnt aber nicht mehr unter dem Dache und ißt ihr Brot nicht mehr in Thränen.

Glauben Sie, lieber Freund, unter den alten Jungfern giebt es Herzen wie Gold, und Mancher, der gern über die alten Jungfern spottet, würde, wenn er etwas tiefer in's Leben hinein schauete, davon ablassen.

„Für alle Zustände unseres Lebens, für gute wie für böse, kommt ein letzter Tag und eine letzte Stunde. Meine Lehrzeit ging zu Ende, ich wurde Geselle; ein anderer armer Teufel nahm meinen Lehrlingsposten bei meinem Meister ein.

„Ich fühlte mich wie neu geboren. Trotz meiner vielen Beschäftigung in der Wirthschaft mußte ich doch in meinem besonderen Berufe nicht so ganz ungeschickt gewesen sein, da mein Meister mir anbot, mich als Geselle zu behalten. Es that mir das wohl. Nach einem halben Jahre aber schied ich von ihm, lediglich aus dem Grunde, mich auch an anderen Orten zu versuchen. Wiederum nach einem halben Jahre bat ich meinen zweiten Meister um meine Verabschiedung. Er fragte mich verwundert nach dem Warum und Weshalb. Ich sagte ihm, ich wolle mich in der Welt etwas versuchen; ich wolle nach Paris und demnach auch nach London. Wenn es das sei, entgegnete er, so wolle er mir nicht abreden; er würde mir niemals den Abschied angeboten haben.

„Das Verhalten beider Meister gegen mich stärkte mein Selbstvertrauen bedeutend. So soll es bleiben, sagte ich mir; du willst dich stets so führen, daß Niemand dich gehen heißt! —

„Nun wanderte ich zunächst nach Hause zu meiner

Mutter. Ich hatte gute Kleider, ich hatte eine Uhr, ich hatte ein hübsches Sümmchen Geld in der Tasche. Das war ein Wiedersehen!

„Die Mutter hatte gealtert, äußerlich — ihr Herz war dasselbe geblieben. Meine Geschwister waren hübsch herangewachsen, die jüngeren kannten mich kaum. Einem Jeden brachte ich ein Geschenk mit; hatte ich als Lehrling die Mutter unterstützt, so war dies, seitdem ich Geselle war, in noch größerem Maße geschehen. Solche Pflichten zu erfüllen „armet nicht“, wie es in dem besten Buche heißt, das wir haben; davon bin ich fest überzeugt.

„Auch meinen Schulmeister besuchte ich, obgleich ich ihm bisweilen ein wenig gegrollt hatte, daß mir von ihm das Dividiren nicht beigebracht worden war. Meine Mutter hatte mir begütigend gesagt, er möge am Ende selbst Nichts davon verstehen. Aber um Etwas fühlte ich mich ihm sehr dankbar. Ich hatte von ihm eine Lehre empfangen, die, wenn sie in den Seelen aller Dienenden und Untergebenen Platz griffe, großen Segen stiften würde. Bei Gelegenheit der Vorführung Joseph's und namentlich des Kapitels, in dem erzählt wird, daß Joseph sich in dem Hause, in das er als Sklave verkauft worden war, so gut geführt, daß Gott Segen zu allen seinen Werken gegeben habe, und er bei seinem Herrn auch im Ansehen gestiegen sei, that der Schulmeister eine Aeußerung des Inhalts: Der Dienende habe zwei Herren, einen auf Erden, den andern im Himmel; sein Streben müsse bei jeder Arbeit sein, den irdischen Herrn zu befriedigen, viel mehr aber Gott, seinen

himmlischen Herrn. Geschähe es, daß er einen ungütigen irdischen Herrn habe, dessen Verhalten ihn reize, an seiner Pflichterfüllung nachzulassen, so möge er wohl bedenken, daß dies ihn noch nicht von seiner Pflicht gegen den himmlischen Dienstherrn löse. Er könne sich dann sagen: Vermag ich es nicht, wie ich es wohl wünschte, für meinen irdischen Dienstherrn mit Freuden thätig zu sein, so bleibt mir ja immer noch übrig, durch treue Erfüllung aller meiner Pflichten mir das Wohlgefallen meines himmlischen Dienstherrn zu erwerben. Wie thöricht, wollte ich mich um Letzteres bringen, indem ich mich durch einen ungnädigen irdischen Herrn reizen ließe, ohne Fleiß, ohne Treue, ohne Redlichkeit meine Arbeiten zu verrichten! Einen bösen Herrn haben und unter ihm Ueberbürdung und Unfreundlichkeit erleiden müssen, ist ein Unheil, aber lange nicht das größte. Sich von einem solchen Herrn reizen lassen, uneingedenk der übernommenen Pflichten zu werden; es an der Treue, dem Fleiße, der Redlichkeit fehlen zu lassen, ihn auf die eine oder die andere Art — und sei es auch nur durch Mangel an Sorgfalt oder durch Zeitversäumniß — an seinem Eigenthum zu schädigen, das sei das bei weitem größere Unheil. Dadurch leide man Schaden an seiner Seele. Dieses letztere Unheil aber von sich abzuwenden, stehe in eines Jeden Willen und Macht. Freilich, schwer sei es, und zwar um so schwerer, je böser man es habe; aber nach einem solchen Kampfe gewinne man auch zum Lohne, daß man in allem Guten kräftig vorwärts schreite und so, wenn die böse Zeit vorüber sei,

8 *

nicht mit Schaden, sondern mit Gewinn an seiner Seele, mit hellerem Blick und unbeschwertem Gewissen dahin gehe. Segen folge solchem Thun, wie der Morgen folge auf die Nacht. —

„Das hatte der Schulmeister uns oft vorgepredigt, und daran hatte ich oft gedacht. Wie freute sich der Mann, als er mich sah! Auch ihm hatte ich ein kleines Geschenk — eine Pfeife — mitgebracht.

„Nun that ich in meinem Heimathlande die mir erforderlich scheinenden Schritte, um einen Paß nach Paris zu erhalten. Aber damals stand gerade Paris bei den deutschen Regierungen überaus schlecht angeschrieben. Eben so übel dachte man von der Schweiz. Ich vernahm erst später, um was es sich handelte. Die communistischen Lehren standen zu jener Zeit in ihrer üppigsten Blüthe und hatten ihre wüthendsten Vertreter in Paris und in der Schweiz. Namentlich ein Schneider, Namens Weitling, hatte durch eine Schrift die Gemüther aufgeregt. Tausende waren von dem Wahne ergriffen, daß durch eine Theilung der Güter die Erde augenblicklich in ein Paradies verwandelt werden könne. Daß bei Anwendung dieses Mittels sich schon im Laufe der nächsten vierundzwanzig Stunden das „Unheil" einer neuen Güterungleichheit herausstellen, und daß man consequenter Weise dann wieder zu jenem Mittel der erträumten Erlösung von allen irdischen Uebeln würde greifen müssen, ward wunderbarer Weise von den Anhängern jener unreifen Lehre nicht in Betracht gezogen, was zu der Vermuthung führt, daß die Mensch-

heit bisweilen, wie von Seuchen, die den Körper ergreifen, so auch von Seuchen geistiger Art befallen wird. Die deutschen Regierungen nahmen diese Sache sehr ernsthaft, und sie erachteten es als ihre Pflicht, namentlich die deutschen Handwerker vor der Ansteckung bewahren zu müssen, was nach ihrem Dafürhalten dadurch am besten zu erreichen sei, daß man den Gesellen das Wandern nach Paris und der Schweiz, als den Heerden jener Irrlehre, verbiete oder mindestens doch ungemein erschwere. Das war es, was meine Bemühungen, einen auf Paris lautenden Paß zu erhalten, erfolglos machte.

„Des Wartens endlich müde, erbat ich mir einen Paß nach dem Königreich Sachsen, und es ward mir ein solcher auch sofort ausgefertigt. Ich kam nach Leipzig und fand dort Arbeit. Der Geschäftskreis meines Meisters war außerordentlich groß; für gewöhnlich beschäftigte er — in und außer dem Hause — gegen fünfzig, zur Meßzeit bis siebenzig Gesellen.

„Ich war fleißig und in Bezug auf meine Lebensansprüche mäßig, mied Vergnügungen und Zerstreuungen und ließ mich nicht durch einige leichte Bursche irre machen, deren Beifall meine Art zu leben nicht gewann. Sie meinten, ich gönne mir kein Vergnügen, ahnten es aber nicht, wie seelenfroh ich war, wenn ich den Meinigen in der Heimath Etwas senden konnte und ich doch auch meine Ersparnisse wachsen sah. Wir arbeiteten auf Stück, so daß dem Fleiße Raum gelassen wurde zur möglichsten Entfaltung. Ich beutete die Zeit nach Kräften aus. „Zeit

ist Geld!" Dies aus Amerika zu uns herübergekommene Sprüchwort, das, wie ich später vernahm, von dem großen und wahrhaft bewunderungswürdigen Volksmanne Franklin stammt, kannte ich nicht, aber ich handelte in dem Sinne desselben. Müßiggang ist nicht Verschwendung der Zeit allein, sondern auch Entsagung des Gewinnes, den die verschwendete Zeit hätte bringen können, und die Entsagung bezieht sich nicht allein auf Geld, sondern auch auf einen höheren Grad von Geschicklichkeit und Kräftigung in vielerlei heilsamen Dingen. Ja, der Müßiggang greift sogar bereits erworbene — materielle und geistige — Güter an! —

„Ich hatte etwa ein halbes Jahr in dem Leipziger Geschäft gearbeitet, als der Meister mich eines Tages rufen ließ, mir mittheilte, daß der Geschäftsführer wegen besonderer Umstände sein Haus verlassen werde, und die Frage an mich richtete, ob ich Willens sei, in die Stelle des Abgehenden zu treten.

„Alles hätte ich eher erwartet, als einen solchen Antrag, der weit über meine Hoffnungen hinausging. Wie ich schon bemerkte, befanden sich in dem Geschäft leichte Bürschchen, die gedankenlos in den Tag hineinlebten, aber wir hatten auch Gesellen, die tüchtig und zuverlässig waren, Leute, zum Theil schon bejahrt, auf die ich mit Respect blickte. Ich war einigermaßen verwirrt und sagte, ich dürfe mir kaum zutrauen, den Anforderungen einer solchen Stellung zu genügen. Der Meister aber sprach mir Muth ein, äußerte, er wisse, was er von mir zu halten habe,

und er sei überzeugt davon, daß es mir bei meiner Anstelligkeit und bei meinem guten Willen in kurzer Zeit gelingen würde, mir das, was mir für die angebotene Stellung in dieser und jener Einzelheit noch fehle, anzueignen.

„Daß ich auf solche Worte hin nicht Nein sagte, können Sie wohl denken, und so trat ich denn, der zwanzigjährige junge Mensch, noch an demselben Tage mein neues Amt an.

„Ob Sie sich ganz in meine Lage versetzen können, weiß ich nicht; ich kann Ihnen sagen: Heut noch glaube ich nicht, daß Joseph in Egypten, als er erhöht und danach von ihm gesagt ward, er sei der Erste im Lande, und nur Pharao sei mehr als er, froher bewegt war, als ich es war an dem Tage meiner Wahl zum Geschäftsführer. Und wie hatte sich auf einen Schlag meine materielle Lage gehoben; ich stand auf jährlich vierhundert Thaler!

„Damals that ich zum ersten Male einen ernsten Rückblick auf mein Leben, veranlaßt dadurch, daß ich mir sagte: Das hast du errungen; was aber ist nun zu thun, um das Errungene auch zu behalten und zu befestigen? Indem ich mir diese Frage zu beantworten suchte, zog ich näher in Betracht, was denn wohl meinen Meister bewogen haben müsse, gerade mich aus der großen Zahl der Gesellen zu jenem Amte auszuwählen. Die Antwort lag in seinen Aeußerungen. Er bedürfe, hatte er mir gesagt, eines es mit der Sache ernst nehmenden, treuen, zuverlässigen, fleißigen Menschen. Hat er nun, sagte ich mir,

diese Eigenschaften an dir wahrgenommen, gut, so willst du in erster Linie Bedacht darauf nehmen, sie an dir zu pflegen! — Ich that es, und Alles ging gut.

„Ein Sprüchwort lautet: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand dazu. Letzteres geschieht aber doch nur, wenn der Betreffende seine Kräfte zusammenrafft, wenn er sein Werk mit Ernst betreibt.

„Es währte nicht lange, so war ich in der Lage, meinen Meister vollständig vertreten zu können. Halten Sie das, lieber Freund, nicht für gar so leicht! Denken Sie an die Kundschaft, die ein Geschäft haben mußte, das durchschnittlich über ein halbes Hundert Gesellen beschäftigte! Alles, was Austheilung der Arbeiten und Beurtheilung derselben, Zuschneiden der Stücke, zweckmäßigen Ankauf der Vorräthe, Stellung der Preise, Befriedigung der Kunden, Auszahlung der Arbeitslöhne, Einkassirung und Berechnung der Einnahmen u. s. w. u. s. w. betraf, lag mir zu thun ob. Und nun gar zur Meßzeit! Ich hatte im Geschäft eine beneidete Stellung; aber wenn Mancher, der sich mein Gehalt wünschte, meine Arbeitslast nur hätte drei Tage tragen sollen, er hätte für immer genug daran gehabt! — Nun ist es aber so mit dem Menschen, daß ernste Uebung seine Kraft stärkt, und so kam es, daß, je länger ich mein Amt verwaltete, die Schwierigkeiten für mich sich minderten, und ich mich daher auch mehr und mehr geistig leichter und freier fühlte.

„Eines kleinen Vorganges aus dem ersten Jahre meiner Geschäftsführung will ich hier noch gedenken, aus dem

Sie ersehen werden, mit welcher Aufmerksamkeit ich von meinem Meister beobachtet wurde. Ein Baron von außerhalb war angekommen, und ich begab mich zu ihm in sein Hôtel, um ihm, gemäß einer von ihm ausgegangenen Aufforderung, seine Rechnung zu präsentiren. Er sah die Rechnung durch, legte mir dann einen Dukaten auf den Tisch, indem er sagte, das sei für mich, und fügte darauf hinzu: er finde einzelne Posten etwas hoch angesetzt, weshalb er mich ersuche, fünf Thaler von der Rechnung abzustreichen.

„Es war mir nicht ungewöhnlich, daß ich von Kunden als Anerkennung pünktlicher Bedienung ein Trinkgeld — ich möchte vorschlagen, ein solches Geld Spargeld zu nennen — erhielt; aber daß der Mann an mich die Anmuthung stellte, mir gewissermaßen aus der Haut meines Meisters Riemen zu schneiden, das war mir neu und verdroß mich auch, so daß es mir nicht ganz leicht fiel, an mich zu halten. Ich entgegnete, die Rechnung sei von mir so gestellt, daß es gewissenlos handeln hieße, wollte ich dem geäußerten Wunsche nachkommen.

„Der Baron zahlte nun ohne weitere Bemerkung die Summe aus; ich strich das Geld — bis auf den Dukaten — ein und empfahl mich. Da sagte der Baron: „Mein Lieber, Sie werden doch den Dukaten nicht verschmähen? Der war Ihnen so wie so zugedacht.“ — „Unter diesen Umständen darf ich ihn nehmen,“ erwiederte ich und fügte meinen Dank hinzu.

„Am nächsten Morgen überraschte mich mein Meister

mit der Bemerkung: „Christoph, das war gestern die letzte Probe!“ — „Was meinen Sie?“ — „Nun, die Probe mit dem Dukaten im Hôtel!“

„Ich war nicht wenig verwundert darüber, aber ich fühlte mich auch gekränkt. Mein Meister wußte mich indeß zu beruhigen; er reichte mir die Hand und sagte: Daß er Vertrauen zu mir habe, beweise die Wahl meiner Person zur Geschäftsführung, daß darauf noch einige Proben von ihm angestellt worden seien, dürfe ich ihm nicht übel deuten; dergleichen thue jeder kluge Geschäftsmann, und er könne mir nur rathen, unter ähnlichen Umständen ebenso zu handeln. Er habe damit einer kaufmännischen Forderung Genüge gethan, und sein Vertrauen zu meiner Redlichkeit sei dafür nun auch vollkommen. — Damit war die Sache erledigt.

„Später ist mir bisweilen der Gedanke gekommen, daß der Mann vielleicht auch noch weiterhin Anwandlungen bekommen hat, Proben anzustellen.

„Sei dem, wie ihm wolle; bei mir stand damals schon der Glaube fest: Wenn an jedem Groschen, den du besitzest, dein Fleiß und deine Redlichkeit haften, dann thut Gott noch Etwas hinzu: seinen Segen! — Hast du aber dein Gut dadurch vermehrt, daß du Anderen Schaden an ihrem Eigenthume und dir damit Schaden an deiner Seele zufügtest, so wird dir auf deiner ferneren Bahn der Segen Gottes fehlen. Alle meine Lebenserfahrungen haben mich nur noch befestigt in diesem Glauben. Wehe rufen Die auf ihr Haupt herab, an deren Eigenthum

Sünde und Schande klebt. Grell sieht man es an dem Beispiele des falschen Judas Ischarioth. Wie ließ er sich durch das Zischeln der Schlange Selbstsucht täuschen! Aber wie Feuer brannte ihm danach das Geld, an dem nicht Treue und Redlichkeit (und daher auch nicht Gottes Segen), sondern Untreue und Verrath haftete, in den Händen, so daß er es Denen, die mit ihm den sündhaften Handel abgeschlossen hatten, und die es nun auch nicht berühren mochten, vor die Füße warf und dabei die von Untreue befleckten Hände an sich legte. So grell und schnell geht es freilich nicht immer. Man muß sich nur nicht durch den Hinblick auf das Heute Vieler, die Geld und Gut ungerechter Weise gewannen, täuschen lassen. Einem Heute folgt noch ein Morgen! Und man muß ferner auch nicht Vermehrung des Gutes und Vermehrung des Glückes als in dem Verhältniß der Ursach und Folge stehend ansehen. Nimmt man eine solche Verblendung wahr, so wird man unwillkürlich an das Wort erinnert: Sie haben Augen und sehen nicht! — Man schaue sich doch nur um, so wird man Deren immer finden, denen die in sündhafter Weise aufgehäuften irdischen Schätze zu goldenen Bergen geworden sind, unter deren Last sie in Sorgen und Mühen stöhnen, unter denen sie nach einem Tropfen wirklichen Herzensglückes vergebens lechzen.

„Es war im vierten Jahre meines Aufenthalts in Leipzig, als ich eines Tages einen Brief aus Berlin erhielt. Ein Bekannter lud mich ein, bei seinem neugebornen Kinde eine Pathenstelle anzunehmen. Ich hatte Leip-

zig bisher nicht auf einen Tag verlassen, und so meinte ich denn doch ein Mal um einen Urlaub von acht Tagen bitten zu dürfen, zumal für unser Geschäft jetzt gerade die sogenannte „Saure-Gurken-Zeit“ angebrochen war..

Mein Meister genehmigte meinen Wunsch gern, und so fuhr ich denn auf einem Lohnwagen nach Berlin. Es war mir doch wunderbar zu Muthe, als die Thürme der Hauptstadt Norddeutschlands vor meinen Augen auftauchten. Wie war ich elf Jahre früher eingezogen in diese Stadt! —

Ich konnte es nicht unterlassen, zunächst in den Gasthof zu gehen, in dem ich damals halbtodt in einer Ecke zusammen gesunken war. Damals, sagte ich mir, warest du nicht im Stande, sechs Dreier für Nachtherberge und Frühstück zu zahlen, und heut übersteigt dein Erspartes schon die Summe von über fünfhundert Thalern, und dabei bist du mit Kleidern und Wäsche reichlich versehen! — Was ich in der Ecke empfand — ich will darüber hinweggehen; verrathen aber will ich Ihnen, daß mir die Augen heiß und naß wurden.

„Nun ging ich zu meinem Bekannten, mit dem eine Verwandlung vor sich gegangen war. Er hatte sein ursprünglich erlerntes Gewerbe aufgegeben und betrieb ein anderes.

(Für meine Leser habe ich hier Etwas einzuschalten. Wenn ich mich über die Gewerbethätigkeit des eben bezeichneten „Bekannten“ nicht auslasse, auch seinen Namen nicht nenne, so geschieht es einzig und allein aus dem

Grunde, weil ich es dem Herrn Christoph schuldig zu sein glaube, Alles zu vermeiden, was größere Kreise auf seinen wahren Namen führen könnte. Ich weiß es, wie sehr unangenehm es ihm war, als bei Gelegenheit der von ihm dem Volksdichter Weise gespendeten Hülfe von einer Seite sein Name öffentlich genannt wurde. In wiefern die Anführung der Gewerbethätigkeit seines Bekannten nun eben geeignet sein könnte, die Leser auf ihn zu führen, wird der Verfolg meiner Darstellung ergeben.)

Hiernach lasse ich den Herrn Christoph weiter sprechen.

„Die Fabrikation der . . . . ., die mein Bekannter betrieb, interessirte mich lebhaft, ich setzte mich ihm zur Seite, sah, wie ihm die Sache von Händen ging, empfing über den Preis der Rohstoffe, die Kosten der Fabrikation und die Verkaufspreise die entsprechenden Aufklärungen und konnte ihm schließlich zu seiner neuen Beschäftigung nur gratuliren. „Nur ein Kapitalchen fehlt mir," sagte er; „wahrlich, hätte ich dies und bestände es auch nur in einigen Hundert Thalern, ich brächte es in wenigen Jahren weit! Die Zeit ist günstig für dieses Geschäft; wer weiß, ob es immer so bleibt!" —

„Natürlich mußte auch ich ihm von meinem Leben und Treiben Nachricht geben, und als ich schließlich auf meine Ersparnisse zu sprechen kam, war mein Bekannter plötzlich wie electrisirt und begann in mich zu dringen, ich möchte nach Berlin übersiedeln, das Kapital in das Geschäft stecken und sein Compagnon werden.

„Die Sache hatte etwas Lockendes, so daß ich von

vorn herein dafür gestimmt war. Allein ich war doch auch bereits so weit geschult, daß ich mich in Geschäftsangelegenheiten nicht von Stimmungen hinreißen ließ. Ich erbat mir Bedenkzeit. Nun stellte ich in Bezug auf Alles, was zur Sache gehörte, die gründlichsten Untersuchungen an, und die Folge davon war, daß ich einen Tag vor meiner Abreise meinem Bekannten die Zusicherung gab, auf sein Anerbieten einzugehen, und wir darauf über die rechtliche Seite unseres Verhältnisses ein Abkommen zu Papier brachten.

„Nach Leipzig zurückgekehrt, lag mir nun zunächst die Aufgabe ob, meinem Meister von dem eben bezeichneten Entschlusse Kenntniß zu geben und meine Stelle bei ihm zu kündigen. Ich ging mit schwerem Herzen daran. Mein Verhältniß zu meinem Meister war fortgesetzt ein angenehmeres geworden; ich schätzte den Mann und wußte es andererseits aus vielfachen Zeichen, daß ich ihm Etwas galt. Zwei Tage ließ ich vergehen, am dritten sagte ich ihm das Erforderliche. Er sah es mir an, wie schwer mir die Mittheilung ward, weswegen er es wohl um so weniger verdeckte, daß ihm eine Kündigung von meiner Seite leid sei. Es könne ihm nicht in den Sinn kommen, äußerte er, gegen mein Glück sein zu wollen, aber er empfehle es mir, Alles noch ein Mal wohl zu überlegen und eine definitive Willensmeinung erst nach drei Tagen abzugeben.

„Die Schlußunterredung fand statt. Er bot mir eine contractliche Feststellung an, dahin gehend, daß ich, so lange

er lebe, meine Stellung bei ihm behalte. Ich entgegnete, daß, so wohl mir die Stellung bei ihm an und für sich auch gefalle, und so sehr ich ihm natürlich ein recht langes Leben wünsche, es doch immerhin auch geschehen könne, daß er frühzeitig abgerufen würde. Wenn das nun geschähe, was dann? Eine Stellung, wie ich sie zur Zeit inne hätte, würde sich dann nicht im Umsehen, ja vielleicht überhaupt nicht für mich finden. Meister könne ich in Leipzig, gemäß den Gesetzen des noch herrschenden Zunftwesens, erst nach mindestens zwölfjährigem Aufenthalt daselbst werden, und so bliebe mir für den bezeichneten traurigen Fall nur übrig, wieder auf den Gesellenstuhl hinabzusteigen. Ich wolle mit dieser Aeußerung selbstverständlich die Thätigkeit des Gesellen nicht herabsetzen: wer aber gehe gern im Leben zurück? Dies Alles sei mir zum Oeftern schon durch den Kopf gegangen; jetzt nun, da sich mir Gelegenheit biete, in Berlin in einem andern Gewerbe selbstständig zu werden, mache es sich in mir um so lebhafter geltend.

„Als der Meister mich fest sah, bat er mich, ihn wenigstens noch bis über die nächste Messe hinaus zu unterstützen, was ich auch zusagte. Danach schieden wir in Frieden, und ich siedelte — es geschah dies im Jahre 1845 — nach Berlin über.

„Ich wurde Berliner Bürger, ich wurde Mittheilhaber des Geschäfts meines Bekannten.

„Gemäß der contractlichen Feststellung verwendeten wir meine Ersparnisse zu Ankäufen von Rohmaterial und zur

Einrichtung eines kleinen Ladens, und da wir es beiderseits an Fleiß nicht fehlen ließen, ward uns bald die Freude, zu sehen, daß wir nicht in's Blaue hinein gewünscht und gehofft hatten.

„Nachdem zwei Jahre lang Alles seinen guten Fortgang gehabt hatte, trat zwischen mir und der Familie meines Compagnons ein Zerwürfniß ein. Ich will, zumal gewisse Personen, die dabei in's Spiel kommen, noch leben, discret sein. Nur so viel sei gesagt: Man trug sich auf einer Seite mit Wünschen, die als Ziel meine Verheirathung hatten. Und gerade um diese Zeit hatte mein Herz anderweitig gewählt. — Eine gute Partie machen! Das heißt bei den meisten Männern, ein reiches Mädchen heirathen. Das Mädchen meiner Wahl war in dem Sinne jenes Wortes arm; dagegen war sie reich an Schätzen des Geistes und Herzens. Sie war freundlich und frisch wie ein Frühlingsmorgen, fleißig wie eine Biene und rein und sauber wie ein Schwan. Perlen und Geschmeide trug sie nicht an Haupt und Brust, echte nicht, weil sie deren nicht hatte, falsche nicht, weil sie solche nicht mochte; aber Kleinode ihrer Seele und ihres Herzens, klare Gedanken und fromme Empfindungen, funkelten und leuchteten mir entgegen aus ihren treuen Augen, offenbarten sich mir in ihren Worten und Thaten.

„Diese oder keine! Das hatte ich mir gelobt. —

„Damit habe ich in Betreff des Anstoßes zu dem Zerwürfniß genug gesagt. Ich gehe über die Weiterentwickelung desselben hinweg und komme zu dem Endergebniß.

Es war dies: Ich trennte mich von meinem Compagnon; ich sagte: ich will das Geschäft, das im Aufblühen begriffen ist, durch Herausziehung meines Antheils nicht stören; behalte, was ich einbrachte! — So schieden wir ohne Donner und Blitz.

„Ich ging zu dem Mädchen meines Herzens, sagte ihr, was geschehen, und fügte hinzu: Das Alles habe ich aufgegeben, um des Schatzes wohlzuleben, den mein guter himmlischer Vormund in Dir mir geschenkt hat! — Meine Braut vermochte vor Bewegung nicht zu reden; sie sank weinend an meine Brust. Wahrlich, es hat mich nie gereut, also gehandelt zu haben! —

„Meine Braut verstand das Nähhandwerk vortrefflich; sie arbeitete für Geschäfte, gelegentlich aber auch im Hause bei befreundeten Familien. Ich holte sie am nächsten Abende bei einer Wittwe ab. Diese ehrenhafte Frau, die die Zinsen eines kleinen Kapitals zu verzehren hatte, lebte in großer Zurückgezogenheit. Von meiner Braut hatte sie schon Etwas von dem eben geschilderten Vorgange erfahren, und als sie theilnehmend die Sache gegen mich berührte, gab ein Wort das andere, und ich vervollständigte jenen Bericht.

„Nun denken Sie ein Mal, womit die Frau uns überraschte! Sie erbot sich, mir dieselbe Summe zur Begründung eines neuen Geschäfts zu leihen, die ich in das Compagnon-Geschäft gesteckt hatte, nämlich fünfhundert Thaler. — Ihre Worte strömten uns — mir und meiner Braut — wie himmlische Musik in unsere Ohren und

Herzen hinein. Ich sagte ihr, daß ich ihr keine Garantie zu bieten habe, als meinen Fleiß und meine Redlichkeit, worauf sie erwiederte, sie wisse das und baue darauf. — O, es giebt noch gute Menschen in der Welt! — Wie oft habe ich im Laufe meines Lebens Anlaß gehabt, mir diese Worte zuzurufen! — Auch diese Frau lebt noch. Und wissen Sie, wie es ihr ergangen ist? Den größeren Theil ihrer Gelder, die dem Anscheine nach „sicher“ standen, hat sie verloren, und ich, dem sie auf Treu und Glauben lieh, zahle ihr nun die Zinsen ihrer verloren gegangenen Kapitalien, so daß sie in ihren alten Tagen nicht zu darben nöthig hat. Dies beiläufig.

„Die von der Frau entliehenen fünfhundert Thaler verwandte ich nun zur Einrichtung eines Geschäfts und führte darauf mein Bräutchen als Gattin ein in meine kleine Zelle.

„Klein war die Zelle, das weiß Gott; aber wir hatten es ja von Jugend auf gelernt, uns wie die Bienen zu regen, und dies gab uns Vertrauen und Zuversicht.“

Herr Christoph, sich in der Schilderung seines Lebens unterbrechend, richtete an mich die Frage: „Haben Sie unseres Karl Weise „Familienleben in Dichtungen“ zur Hand?“

„Ja wohl, hier ist das Buch.“

„So will ich Ihnen aus dem Buche die Abtheilung zeigen, die ganz auf unseren Hochzeitstag paßt; sie gehört dem Gedichte „Eine Braut aus dem Volke“ an.

Er begann zu lesen. Mehrmals hielt er inne. Dann sagte er: „Das Gedicht ruft Erinnerungen wach, die mich

so tief bewegen, daß mir das Vorlesen doch zu schwer wird. Lesen Sie selbst — bis dahin!“

Ich führe in dem Folgenden die betreffenden Strophen an:

„Wie viel' der Freuden uns gegeben,
Wie viel des Glück's uns blühen mag,
Das schönste Fest in unserm Leben
Bleibt ewig doch der Hochzeittag.
Blickt auch manch' Paar nicht ohne Sorgen
Auf's Bündniß seiner Liebe hin,
Gewiß an seinem Hochzeitmorgen
Giebt sich's der höchsten Freude hin.

Das Fest begann auch uns zu lichten.
Und war mein Bräutchen flink dabei,
Im Stübchen nicht blos einzurichten;
Nein, daß es auch recht festlich sei,
Geschürzt, entjackt, im Morgenhäubchen,
Das borst'ge Scepter in der Hand,
Regiert' sie so, daß auch kein Stäubchen
Mehr Gnade vor der Strengen fand.

Wie lebenswerth des Mannes Walten,
Wie sehr ihn Ordnungssinn beseelt,
Er kann's im Haus nicht schmuck erhalten,
So lang' ihm die Gefährtin fehlt.
Und er, der's ohne sie will zwingen,
Ist's recht, daß er den Kehrwisch führt?
Nie wird ihm Lob und Nutzen bringen
Die Arbeit, die dem Weib' gebührt.

Als nun das Stübchen wie gestriegelt,
Gardinen, Spiegel aufgemacht,
Wird Bräutchens Kasten schnell entriegelt,
Was langt sie d'raus? O welche Pracht!
Erst Bilder, ei! mit Kranz und Namen!
Ich griff darnach mit freud'ger Hand;
Bald blitzten ihre goldnen Rahmen
An Stübchens himmelblauer Wand.

Dann Gläser, Näpfe, Teller, Kannen,
Bemalt mit Blumen drauf und drin;
Nun Töpfe, Kessel, Krüg' und Pfannen
Von Eisen, Kupfer, Blech und Zinn;
Napf, Leuchter, Löffel, Quirl und Rolle
Für Küch' und Haus, von Holz und Blei;
Korb, Kaffeemühle, Nudelrolle,
Und nun ein Haufen Allerlei.

Ich bin erstaunt, entzückt, umtanze
Korb, Kessel, Braut und Feuerherd:
So tanzt kein Kind beim Lichterglanze,
Wenn ihm der Weihnachtsmann bescheert.
„Du böse Braut, warum verborgen
Mir solchen Reichthum? — Welche Last
Nimmst du mir ab am Hochzeitmorgen;
Wie glücklich, daß du Alles hast!“

„Ach, Freund, hätt' ich das nicht besessen,
Was nöthig ist zur Häuslichkeit,
Ich hätte dich wohl nie vergessen, —
Doch wohl sobald noch nicht gefreit!
Ich will nicht Prunk, den ich stets hasse
In unserm Stand, doch glaube mir's,
Eh' von der Ordnung je ich lasse,
Laß ich vom Leben; — merke Dir's!

Ich schaffte nach und nach — Zwar lachte
Mich oft darum manch' Mädchen aus,
Die meinte, wenn ich Hochzeit machte,
Käm' alles Dies geschenkt in's Haus;
Und doch, wie gut, sich vorzusehen
Als Mädchen schon; o Lieber, denk',
Wie würd' mir Aermsten heut es gehen,
Hätt' ich gehofft auf Brautgeschenk!

Gar leicht ist's, mit Erfreitem schalten,
Doch, was man nicht durch Fleiß erspart,
Wird nie so lieb und werth gehalten
Und nie so heilig aufbewahrt.

Was nützt dem Haus' die Pracht der Zimmer,
Wenn man sich außer ihm erzählt,
Daß es darin, trotz Prunk und Flimmer,
Am Nöthigsten, der Wäsche, fehlt.

Ihr Mangel, Freund, muß Jeden schänden,
Sei wer er sei, dies ist mein Schluß,
Nur nicht den Mann, der fremden Händen
Für jeden Stich bezahlen muß.
Mein Väterchen pflegt' oft zu sagen:
Ein schmucker Bursch' war ich zu schau'n,
Doch Hemden? Ei, in Wandertagen
Eins auf dem Leib', eins auf dem **Zaun**.

Doch weh, wenn solchen Spruch ein **Mädchen**
Leichtfertig auch für sich bestimmt
Und, sparend nicht das kleinste Fädchen,
Zu ihrem künft'gen Haushalt nimmt.
Die Ordnung ziert in jeder Lage,
Bei Jugendkraft und Altersdruck;
Wie oft lag Wohlstand künft'ger Tage
Als Goldkeim in der Wäsche Schmuck!

Drum weh' der Mutter, die nicht frühe
In Wort und That der Tochter lehrt,
Was man, auf daß der Haushalt blühe,
Ob groß, ob klein, von ihr begehrt,
Wenn sie zur Gattin einst erlesen!
Wohl steht's um Haus und Herzensschrein;
Denn was der Jungfrau Schmuck gewesen,
Einst Weib, wird's ihre Krone sein.

Und weh' der Herrschaft, die die Lade
Der Dienenden nicht überwacht;
Am Mädchen, die im Flitterstaate
Kaum an das Nützliche gedacht,
Die Sucht der Mode schweigend duldet,
Ihr äußern Putz wohl gar befiehlt!
Sie hat den Leichtsinn mit verschuldet,
Der in des Mädchens Herz sich stiehlt.

Wie Mancher würd' es besser gehen,
Wie manches Mädchen, das gefreit,
Entginge vielen Kummerswehen,
Wär' es ermahnt zu rechter Zeit.
Zwar, wie man Männer kann berücken,
Ist sie mit jeder List bekannt;
Nur, wie man Gatten soll beglücken,
Da fehlt's dann sehr im heil'gen Stand.

Beneidet hab' ich nie ein Mädchen,
Das feiner sich, als ich mich trug;
Was köstlich war, still trug's mein Lädchen,
Vor dem mein Herz gar freudig schlug,
Wenn ich am Sonntag es durchkramte,
Und ich, wo Andre sich vergnügt,
Spann, nähte, strickt' und Zipfel namte
Und immer frisch hinzugefügt.

Nur wenn der Ruf der Kirchenglocken
Zu mir in meine Kammer drang,
Ach, Freund, dann kam mein Fleiß in's Stocken,
Schwer fiel auf's Herz mir jeder Klang.
Dann stieg empor bei heißem Sehnen
Für ferne Lieben mein Gebet.
Gott weiß allein, wieviel' der Thränen
Ich manchem Tüchlein eingenäht.“

Den Deckel von bemalten Brettern
Hob auf die Braut, — ein süßer Duft
Von eingestreuten Rosenblättern
Durchwürzte nun des Stübleins Luft.
Mit Blicken, innig, freudig glühend,
Sah sie der Lade Inhalt nach,
Wie Alles schmuck, in Reinheit blühend,
So schön, so wohl geordnet lag.

Handtücher, Hemden, Servietten,
Umknüpft mit seidnem Rosaband,
Bezüge, bunt und weiß, zu Betten,
Dann Strümpfe mit gezacktem Rand,

So viel', als ob auf hundert Beinen
Mein Bräutchen wollt' durch's Leben gehn,
Dann Schürzen von Battist und Leinen
Und Häubchen, wie der Vollmond schön.

Wie viel vor mir schon ausgebreitet,
Um das, wie sie begeistert sprach,
Selbst manche Herrschaft sie beneidet,
Bringt sie doch immer mehr zu Tag'.
Nun kamen Päckchen saubrer Flicken
Von jedem Stoff, zu jedem Kleid'
Und Wolle viel, zum Stopfen, Stricken,
Wohl auf die halbe Lebenszeit.

„Hier," ruft sie, „kommen Raritäten,
Mein Spielzeug aus der Kinderzeit!
Du lach'st? Vor meine Seele treten
Die Tage meiner Herrlichkeit.
Dies Glas mit längst zerfall'nem Sträußchen
Gab des geliebten Lehrers Hand;
Den Zweig der Baum vor unserm Häuschen,
Klein Schwesterchen dies Atlasband.

Das Kästchen, dem dein Blick begegnet,
Bewahrt, zu diesem Zweck gekauft,
Das Kleid, worin ich eingesegnet,
Das Mützchen, d'rin ich einst getauft.
Verwirf, sprach Mütterchen, es nimmer!
Einst kommen Tage, die nicht schön,
Und dann wird bei der Sächlein Schimmer
Manch theures Bild durch's Herz dir weh'n.

An's Ordnen gings, doch sucht die Stelle
Für Jegliches die Braut sich aus.
Ob Ordnung sich zum Fleiß gesellе,
Bezeugt das kleinste Stück im Haus.
Der Mann soll schaffen, doch erfüllet
Das Weib nicht streng auch ihre Pflicht,
Keimt drin kein Segen, da enthüllet
Selbst Fleiß des Wohlstands Blüthe nicht.

Und während ich auf Bräutchens Bitte
Hinaus geh', dort ein Brett erhöh',
Drauf, nach von ihr geprief'ner Sitte,
Geräth der Küche schimmernd steh',
Bezieht sie still ihr bräutlich Bette,
Das, als ich eintrat, blähend stand,
Und d'rauf sich lieblich Kranz und Kette
Von eingewebten Rosen fand.

Wie bang' erst in den dürft'gen Räumen
So selig nun ihr Auge glänzt;
Und kaum mit Laub von Nachbars Bäumen
Des Stübchens niedre Thür bekränzt,
Tritt sie zum kleinen einz'gen Tische,
Ihn deckend mit damastnem Tuch,
Legt sie zu Blumen duft'ger Frische
In goldnem Schmuck — das heil'ge Buch.

„Kommt her zu mir! Ich will euch laben!“
So war's dem Buch auf schwarzem Grund
Des Deckels golden eingegraben,
Als Weih' auf heil'gem Liederbund.
Wie freut' ich mich! — in Blumen lag es,
O, dieser Anblick war mir schön!
Doch auch zu meinem Herzen sprach es,
Es war mir Wonne, d'rauf zu sehn.

„Schlag's auf! was nützt's, an ihm zu schauen
Die äuß're Pracht, — die inn're grüß'!
Es ist so schön, auf Gott zu bauen,
Von ihm zu lesen, ist so süß!
Wer das verneint, der hat hienieden
Noch nicht des Lebens Werth erkannt,
Dem fehlt zum Glück der inn're Frieden,
Dem fehlt im Schmerz die Trösterhand.“

„Gott kennt die rechten Freudenstunden!“
So klang es mir an Herz und Ohr,
Wenn sich, schlug mir das Schicksal Wunden,
Mein Blick in diesem Buch verlor;

Wenn mir, die ich so viel' der Schmerzen
In jugendlicher Brust schon trug,
Sich auch die künft'gen Jahre schwärzen,
Mein letzter Trost bleibt dieses Buch.«

Ich nahm's und that, was ich schon lange,
Was ich seit Jahren nicht gethan,
Da ward es hell auf Bräutchens Wange,
Sie sah voll Innigkeit mich an;
Ihr frommes Auge schwamm in Freude,
Ihr flüsternd Bitten traf mein Ohr:
»O lies mir d'raus, du Theurer, heute,
Am schönsten meiner Tage, vor!«

Ich nahm das Buch, kaum aufgeschlagen,
Trat mir — hin schmolz der starre Sinn —
Ein theures Bild aus Knabentagen
Vor die erweichte Seele hin.
Ich fand ein Lied, einst oft erklungen
Der Brust, die längst zu Staub verging,
Das Lied, vom Vater stets gesungen
Voll Andacht, eh' er schlafen ging.

»Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.«
Voll Andacht lauscht die Braut; — sie neigte
Das Haupt und faltete die Hand;
Und die bewegte Stimme zeigte
Ihr, was beim Lesen ich empfand.

»Denk' nicht in deiner Drangsalshitze,
Daß du von Gott verlassen sei'st,
Und der nur wahres Glück besitze,
Den alle Welt als glücklich preist.«
Voll Andacht lauscht die Braut; — umfangen
Von ihrem Arm, las ich ihr vor,
Und schimmernd fiel's auf ihre Wangen,
Wie Morgenthau auf Rosenflor.

„Es sind dem Herrn geringe Sachen,
Und seiner Allmacht gilt es gleich,
Den Großen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich.“
Voll Andacht lauscht die Braut; — zerflossen
In Freud' und Weh erhob sie sich
Und rief, als ich das Buch geschlossen,
Bewegten Herzens feierlich:

„Was diese Stunde mir gegeben,
Reicht bis an meiner Tage Schluß!“
Mir war, als hauchte sie ihr Leben
Beseligt aus, so brannt' ihr Kuß.
„Laß nie des Glaubens schöne Sonne
In deinem Herzen untergehn,
Und hoffe fest, daß wir mit Wonne
Einst ernten, wo wir weinend sä'n!“

Das waren die Verse, auf die Herr Christoph mich verwiesen, und die auch ich nie ohne Bewegung zu lesen vermocht hatte.

Er fuhr nun fort: „Es ist selbstverständlich, daß nicht die Einzelnheiten des Gedichts genau auf die Situation passen, in der ich mich mit meinem Weibchen befand, wohl aber kann dies von der Seele der Dichtung, von dem Hauche, der sie durchweht, gesagt werden. In ähnlichen, mir unvergeßlichen Zeichen offenbarte sich mir der Sinn der jungen Hausfrau, und Sie können daher ermessen, wie mir zu Muthe ward, als mir vor Jahr und Tag zum ersten Male diese Dichtung vor Augen kam.

„Man muß staunen, wenn man sieht, von welcher Verblendung sich fort und fort so viele junge Männer bei der Wahl ihrer Lebensgefährtin leiten lassen. Nicht der

Glanz des Geldes allein ist's, der so vielfach das Urtheil trübt, viel öfter noch thut es der Zauber äußerer Schönheit. Nun wahrlich, auch ich war — das mußte sich Jeder sagen, der mein Bräutchen sah! — nicht unempfindlich für Wohlgestalt, Anmuth und jugendliche Frische. Aber sie galten mir als liebliche Zugaben, nicht als erste Forderung. Der Reiz der Jugend und Schönheit soll eigentlich symbolisch auf die Frische und Reinheit des Innenlebens deuten. Wohl dem Mädchen, bei dem dies der Fall ist! Wie viele junge Mädchen geben Geld über Geld für Schönheitswasser, für Schönheitsmittel aller Art aus! Die armen thörichten Kinder! Ein unversiegbares Brünnlein echten Schönheitswassers quillt nur in einem reinen Herzen. Wo dies vorhanden ist, da wird auch die äußere Schönheit unterstützt, und zwar mehr noch und auf länger hin, als es durch alle die Mittel möglich ist, die in Parfümerie-Läden zu haben sind. Dein Frottiren, Malen und Tuschen, du arme Närrin, wird die innere Verwahrlosung immer weniger zu verdecken vermögen. Diese wird widerlich sich schon bemerklich machen, während nach den natürlichen Gesetzen des Lebens dein Körper noch in Frische blüht. Aber wenn das Verblühen beginnt, dann wird die innere Unschönheit immer greller hervorgrinsen, und alle deine Künste werden schließlich nur dazu dienen, dich zur Caricatur zu machen. Glückseliger Mann, der bei der Wahl der Lebensgefährtin das Innere über das Aeußere setzte! In dem Grade die Leibesblüthe welkt, in dem Grade entfaltet sich die Herzensblüthe. Ein solcher

Ersatz ist beseligend; wo es also gehet, gilt auch der Satz: Die Liebe höret nimmer auf! — Sehe ich solche Paare, die in alten Tagen noch einander in Zärtlichkeit zugethan sind, dann falte ich meine Hände und preise Jene selig.

„Doch zurück in meine Zelle, in mein kleines, sehr kleines Geschäft. Wie hätte ich bestehen sollen, wenn nicht meine Gattin mit mir eines Sinnes gewesen, ja mehr noch, wenn nicht ihr Walten und Wirken eine Art häuslichen Gottesdienstes gewesen wäre! —

„Das half äußere Schwierigkeiten ertragen, und wahrlich, die waren oft so schwerer Art, daß ein kleinmüthiges Zagen mich ergriff. Wäre nicht Friede unter uns gewesen, hätten wir einen Theil unsers Denkens und Empfindens zu Kriegsführungen gegen einander verwenden müssen, oder hätten wir uns mit Wünschen getragen, die sich auf Eitelkeiten, auf Genüsse außer dem Hause bezogen, wir wären bald genug dem geschäftlichen Schiffbruch zugeeilt.

„Wie schmal es bei uns in der ersten Zeit in der Küche und auf dem Tische herging, möchten Sie, wenn ich Ihnen darüber genauen Bericht erstattete, für kaum glaublich finden. Es wurde festgesetzt: dies ist das Wochengeld! — Darüber hinaus zu gehen, hätten wir als ein Verbrechen angesehen. Wie oft sind wir hungrig zu Bett gegangen! Später haben wir es uns gestanden. — Bisweilen ging es mir durch Mark und Bein, wenn es mir scheinen wollte, als entbehre meine Frau über alles Maß hinaus. Aeußerte ich aber darüber Etwas, so wußte sie mich durch Lachen und Scherzen zu beruhigen.

„Ein Vierteljahr verging nach dem andern: ich konnte meine Zahlungen leisten, wozu ich auch die Zinsen der Schuld rechne, und es stellte sich fortgesetzt heraus, daß die Betriebssumme wuchs. Im Geschäftsleben ist jedes Geldstückchen, und sei es noch so klein, einem Samenkörnchen vergleichbar, aus dem ein Baum werden kann, der weit über die Zeit eines Menschenlebens hinaus Früchte zu tragen vermag. Da klagt dann mancher Narr in späteren Lebenstagen, daß er es zu Nichts gebracht habe, und neidisch und seufzend schaut er hinüber in die Fruchtgärten Anderer, während er doch ohne wirkliche Nöthigung so viele Samenkörnchen vergeudete, die ein gütiges Geschick ihm in den Schooß gelegt hatte!

„Das Geschäft in seiner Kleinheit ward uns eine Schule, in der wir die Grundsätze kennen lernten, deren Beobachten allein ein Aufkommen ermöglicht.

„Nach zwei Jahren konnte ich mein Geschäft bedeutend erweitern; drei Jahre später bedurfte ich größerer Räume für Laden und Arbeitsstätten; ich konnte schon ein Dutzend Leute beschäftigen. Fünf Jahre darauf hatte sich Alles um mehr als das Dreifache vergrößert.

„Wissen Sie, worin ich ebenso sorgsam war, wie in dem Entsagen und Sparen? Im Halten des Wortes. Ich überlegte wohl, ehe ich eine Zusage machte; war Letzteres geschehen, dann galt mir mein Wort heilig wie mein Leben! —

„Nun, Sie wissen es, ich beschäftige heut mehr als hundert Leute, ich bin Besitzer eines großen Fabrikgebäudes,

man nennt mich reich. Aber glauben Sie ja nicht, daß wir — ich und meine Herzmutter — je vergaßen, daß zu unseren Mühen und Entbehrungen Eines noch hinzukam, ohne das uns kein Glück bescheert gewesen wäre: Gottes Segen! — Und indem ich dies anerkenne, suche ich einen Theil meiner Dankbarkeit gegen Gott gern dadurch abzutragen, daß ich armen Mitbürgern beispringe. Freilich kann man nicht Alles thun, was man möchte, oder was Andere möchten. Der Brunnen würde sich bald erschöpfen. — Hätte ich früher schon, als es der Fall war, unseres Karl Weise trübe Lage kennen gelernt, er hätte so lange nicht dulden sollen. Indem ich ihm die Freundeshand darreichte, meinte ich das zu thun, was Sie in Ihrem freundlichen Briefe bezeichneten. Er hebt in seinen Dichtungen die Elemente hervor und zeigt sie in der lieblichsten Gestalt, ohne die Eheglück und wirthschaftliches Gedeihen sich nicht zu entwickeln vermögen. Ein solches Wirken scheint mir von hoher Wichtigkeit zu sein. Weise's Lage hat sich jetzt in äußerer Beziehung ziemlich verbessert. Aber glauben Sie ja nicht, daß ich ihn mit der Forderung bedränge, nun als Volksdichter gewissermaßen en gros zu arbeiten, Blüthen über Blüthen herauszutreiben. Das sei ferne von mir! — Das Dichterherz hat seine Zeiten und Stunden — wir wollen ruhig abwarten, wann und wie es sich wieder regen wird. Möge er — er hat in der Sorge für seine starke Familie trotzdem und alledem sein Päckchen auch jetzt noch zu tragen — in der neuen Lebenslage erst heimisch werden!“ —

„Nur Eines," hob Herr Christoph nach einer Pause wieder an, „ist gelegentlich als Befürchtung in Bezug auf Weise in mir aufgetaucht. Aber wir wollen das Beste hoffen!"

Ich war gespannt zu hören, was Herr Christoph meine.

„Unser Freund," fuhr er fort, „hat von hier und dort Aufforderungen erhalten, Beiträge für Zeitschriften zu liefern. Als er mir davon Mittheilung machte, sah ich eine — nach meinem Dafürhalten — gefährliche Versuchung an ihn herantreten."

„Welche?"

„Die Drehbank gänzlich mit dem Schreibtisch, den Meißel mit der Feder zu vertauschen." —

„Haben Sie," fragte ich, „zu Leuten, die ausschließlich Schriftsteller sind, kein Vertrauen?"

„Das will ich durchaus nicht gesagt haben!" entgegnete Herr Christoph. „Behüte! Ich habe nur unsern Karl Weise im Auge. Mir ist — ich kann es im Augenblicke nicht so begründen, wie ich es möchte — so zu Muthe, als dürfe er den Boden, auf dem er so lange gestanden, auf dem er geworden ist, was er ist, nicht verlassen, den Boden des Handwerks!" —

„Ich stimme Ihnen ganz und gar bei," entgegnete ich, „und ich freue mich, Sie vollständig beruhigen zu können. Jene Versuchung ist in der That an Weise herangetreten, aber sein gesunder Sinn hat sie überwunden. Ich habe mit ihm über diesen Gegenstand gesprochen und

es mit Freuden von ihm vernommen, daß er das Ehrenkleid des Handwerkers nicht ablegen will, daß der Meißel auch fernerhin das Haupthandwerkszeug seines Wirkens bleiben soll. Meine Drehbank zu verlassen, sagte er, würde ich als Verrath an meiner ganzen Vergangenheit, als Undankbarkeit gegen die Tausende von Handwerkern, die mir ihre Liebe bewiesen, als Untreue gegen die guten Geister betrachten, die mir bei meiner Arbeit erschienen und mir die Worte in's Herz senkten, die ich danach in Mußestündchen niederschrieb. Wo die Männer, die mir Freunde wurden, mich fanden, sollen sie auch ferner mich finden. Ich erkenne vollständig die Aufgabe, die die Vorsehung in der neuen Lage meines Lebens mir gestellt hat! Was ich in Liedern gefeiert, dem will und darf ich doch nimmermehr den Rücken kehren! Meine Werkstatt war der Ort, an dem Gott mich segnete, meine Werkstatt wurde mir zum Altare. Was ich dort in feierlicher Stunde gelobte: „Treu blieb die Hand dem Meißel, treu!“ gehet mir als Stern auf weiterer Lebensbahn voran — ich folge ihm. Dies Wort sollen mir einst meine Kinder auf meinen Grabstein setzen!“ —

„Das ist mir eine erquickende Mittheilung,“ versetzte Herr Christoph. „Jene Versuchung ist also vollständig überwunden. Er bleibt sich selbst treu, und so wird Gottes Segen ferner bei ihm sein, und er wird die Mission erfüllen, zu der die Vorsehung ihn berufen hat.“

Damit erhob sich Herr Christoph, indem er sagte: „Ich habe nun heut Abend Ihren Wunsch erfüllt und

Ihnen einen kurzen Abriß meines Lebens gegeben; es ist spät geworden, ich muß nun aufbrechen."

Er griff zu Hut und Stock.

Ich sprach ihm meinen wärmsten Dank aus und fügte die Versicherung hinzu, daß er mich durch seine Schilderung erbaut habe.

Er reichte mir die Hand zum Abschiede.

„Noch ein Wort!" sagte ich. „Nach meiner Ueberzeugung sind die wirthschaftlichen und geschäftlichen Grundsätze, deren Sie sich bei Beginn Ihres Geschäftsbetriebes mit eiserner Willenskraft unterwarfen, in ihrer Wichtigkeit und Folge noch viel zu wenig bekannt. Instinctartig wird hier und da ihnen gemäß verfahren, eine klare Darlegung an Beispielen würde in den Kreisen der jungen Welt vielen Segen stiften können. Das Gemälde eines Familien- und Geschäftslebens innerhalb der Berliner Verhältnisse...."

„Sie haben recht!" unterbrach mich Herr Christoph. „Nun, so packen Sie doch die Sache im Verein mit Ihren Freunden aus dem Lehrerstande an! Stellen Sie eine Preisaufgabe! Bieten Sie fünfhundert Thaler Gold für ein gutes Volksbuch! — (Unter uns gesagt: ich glaube, ein solches Buch, wie Sie es meinen, vermag nur ein richtiger und tüchtiger Geschäftsmann, der zugleich einige literarische Bildung hat, zu schreiben. —) Wählen Sie zur Beurtheilung der eingehenden Manuscripte eine Prüfungscommission aus verständigen Männern, zur Hälfte aus dem Lehrer-, zur andern Hälfte aus dem Gewerbe- und Handelsstande."

„Wo das Geld hernehmen?“ sagte ich.

„Für gute, für wahrhaft heilsame Zwecke,“ entgegnete Herr Christoph, „ist Geld die Hülle und Fülle da. Nur den Plan blitzblank, klar, überzeugend hingestellt, und die Mittel fliegen den Herren Lehrern, von denen die Sache betrieben wird, in erwünschtem Maße zu! Weg mit dem Kleinglauben! Heilsames zu ersinnen für die Zwecke der Volkserziehung, ist Sache der Herren Lehrer; unserer, der Geschäftsmänner, Pflicht ist es, bewährte Pläne zu unterstützen. Klopfen Sie nur vertrauensvoll an: es wird Ihnen aufgethan! Hier meine Hand darauf: ich zeichne die erste Summe!“ —

Ich drückte dem wackern Manne die Hand, indem ich sagte: „Tausend Dank für die aufmunternden Worte!“ — Dann fuhr ich fort: „Ich werde mit meinen Freunden reden. Wir haben so Manches, was das Wohl und Weh der jungen Geschlechter betrifft, auf dem Herzen. Vielleicht kommen wir zunächst mit einer andern Sache.“

„Mir auch recht!“ entgegnete Herr Christoph. „Wenn nur unzweifelhaft zu erkennen ist, daß es sich um etwas Solides, Heilsames, Nützliches, Durchführbares handelt, um Etwas, das — Zinsen trägt. Sie werden mich verstehen! — Also auf baldiges Wiedersehen zu guter That!“ —

Inhalt.

Druck von Brehmer & Minuth in Breslau.



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.